

a novel by

Julian Wangler



STAR TREK
TEMPEST



Intermezzo's Arena



Vorsicht!
Zerbrechlich

Julian Wangler

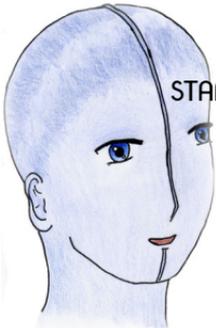
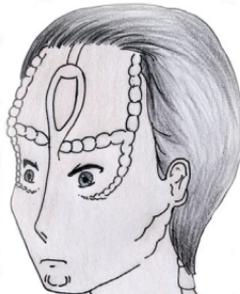
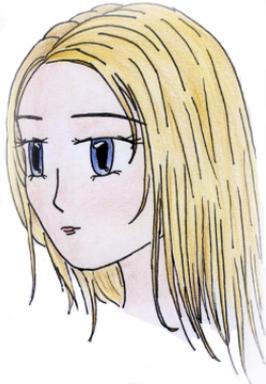
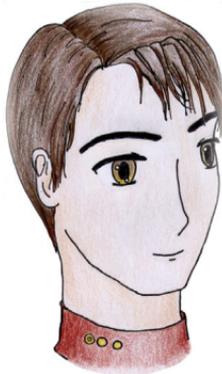
Star Trek
TEMPEST

V: Intermezzo's Arena

Roman
3. Auflage, 2009

Ω

www.startrek-companion.de



© 2005

Julian Wangler

STAR TREK is a Registered Trademark of Paramount Pictures
all rights reserved



:: Prolog

*Computerlogbuch der Moldy Crow, Captain Daren;
Sternzeit: 61595,7;
Endlich haben wir es geschafft...*

Nach einer viermonatigen Explorationsmission im Majjoris-Spalt, die auch die Intensivierung diplomatischer Kontakte mit den Attrexianern zum Ziel hatte, ist die Moldy Crow planmäßig zur Erde zurückgekehrt. Der zurückliegende Auftrag wurde mit Bravour erfüllt, jedoch verlief unser Heimweg aufgrund der unerfreulichen Begegnung mit einem Piratenschiff der Breen weniger glimpflich. Von daher stehen – nebst einer Säuberung des Schiffs von Baron-Partikeln – umfangreiche Reparaturarbeiten an der Moldy Crow an, denen in der San Francisco-Flottenwerft Rechnung getragen werden wird.

In Absprache mit dem Oberkommando erhält die gesamte Mannschaft über den fünftägigen Zeitraum der Überholung dienstfrei.

Da außer mir bereits sämtliche Besatzungsmitglieder von Bord gegangen sind, schließe ich hiermit das Logbuch der Mission ‚Majjoris-Return‘ offiziell ab.

„Computer, Eintrag beenden.“

Nella Daren bewegte sich durch jeglicher Menschenseele bare Korridore ihres Schiffes, während sie dem Bordcomputer die Anweisung erteilte.

Es war schon ein merkwürdiges Gefühl, einen Logbucheintrag unterwegs durchzuführen. So etwas hatte sie noch nie gemacht, lag es doch in der besonderen Situation begründet, die sich ergeben hatte. Sie war die letzte Person an Bord, und das aus gutem Grunde: ‚Der Captain verlässt zuletzt das Schiff‘, so hieß es doch nicht zu Unrecht.

Die Barionsäuberung würde voraussichtlich in einer halben Stunde beginnen. Davor – diese Anweisung hatte sie der loyalen Maschine kürzlich erteilt – würde der Computer sämtliche Hauptenergiesysteme vom Netz nehmen; direkt nachdem sie von Bord gebeamt hatte.

Daren verließ ihr Schiff niemals gerne – welcher Captain mit Herz und Seele tat das schon gerne? –, aber in diesen Minuten, da sie sich auf dem Weg zum nächstgelegenen Transporterraum befand, verspürte sie in erster Linie eines: Erleichterung. Eine innere Befreiung von der Bürde der vergangenen Mission, die Schiff und Crew in vielerlei Hinsicht so einige Kapazitäten abverlangt hatte. Und Daren ebenso.

So hatte es sich als überaus heikler Drahtseilakt erwiesen, mit den Attrexianern um eine Aufnahme erster ökonomischer Beziehungen zu verhandeln, und Daren – die attrexianische Regierung hatte darauf bestanden, dass sie *nur* mit ihr verhandeln würde – hatte sich einigen unerwarteten Situationen stellen müssen. Kopfschüttelnd hatte sie zur Kenntnis nehmen müssen, dass die Attrexianer sich zwar für eine zukünftige Mitgliedschaft in der Föderation zu begeistern schienen, jedoch keinerlei Verständnis dafür zeigten, ja sogar verärgert über Darens Einwand waren, dass ihr hierarchisch–statisches Kastenwesen auf keinen Fall den Grundvoraussetzungen für ein Beitritts-gesuch entsprach. Sie für ihren Teil zweifelte nicht daran, dass es noch ein langer, beschwerlicher Weg sein würde, bis – wenn denn überhaupt – die Attrexianer sich eines Tages

zur Föderationsfamilie zählen durften. Dass diese Mission aber mit erfreulichem Resultat ihr Ende genommen hatte, belegte allerdings eines, was Daren ausgesprochen optimistisch stimmte: Man konnte sich bewegen. Und Dynamik in politischen Fragen war weißgott keine Selbstverständlichkeit, das hatte Daren im Laufe der Jahre gelernt.

Dynamisch war es denn auch hergegangen, als ein abtrünniger Breen-Kreuzer den bajoranischen Frachter *Kopavolt* geplündert und die *Moldy Crow* hatte zusehen müssen, wie sie den Piraten das Handwerk legte. Piraten...seit Kriegsende schien es sie wie Sand am Meer zu geben. Es wimmelte nur so von ihnen, in jedem Winkel des Quadranten. Ein wenig Zeit und einige Mühen hatte es gekostet, die Breen einzufangen und der *Kopavolt* ihre Ware zurückzubringen...Daren wertete es eher als Routineeinsatz, hatten sie doch schon allerhand Erfahrungen mit Schmugglerbanden und hochkarätigen Kartellen wie dem Orion-Syndikat gemacht.

Nein, heute war sie dankbar dafür, dass sich endlich wieder eine Möglichkeit bot, frische Luft zu schnupern...und Justin wieder zu sehen. Vier Monate waren immerhin eine lange Zeit.

Bedauerlicherweise würde sich beiden nur der heutige Abend bieten, um einander zu sehen und auszutauschen, denn Darens Terminkalender war für die kommenden Tage bereits ausgebucht.

Sie wusste nicht, wie sie es werten sollte – vielleicht sollte sie es bis es soweit war *überhaupt* nicht werten...es mangelte ihr in dieser Hinsicht an Erfahrung und Fingerspitzengefühl, sie hatte so etwas noch nie zuvor getan, und vielleicht war es gerade deshalb allmählich an der Zeit, diesen Rückstand aufzuholen. Ursprünglich war es ihr Cheffingenieur gewesen, der die Idee eingebracht hatte. Wer denn sonst hätte sich die Freiheit nehmen können,

einfach zu seinem Captain zu kommen, um ihn danach zu fragen, ob er Lust habe, den bevorstehenden Landurlaub mit ihm verbringen zu wollen. Was Daren zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht bekannt gewesen war: Chell hatte im Vorfeld mit *allen* Führungsoffizieren diesbezüglich gesprochen, und irgendwie hatte er sie alle herumgekriegt.

Wie hätte Daren da noch absagen oder abspringen können? Nein, dieses Mal nicht...und wie gesagt: Vielleicht war darin auch etwas Positives zu sehen; eine Art nächster Schritt in Sachen ‚Zusammenwachsen der Kommandokette‘.

Zusammenwachsen...

Daren freute sich darüber, dass das Verhältnis zu ihren Führungsoffizieren heute einem kameradschaftlichen Miteinander entsprach. Dieser Umstand erleichterte viele Prozesse bei der Führung der *Moldy Crow* ganz erheblich.

Nichtsdestotrotz – und da schossen ihr die Worte Jean-Luc Picards in den Kopf – gehörte zum Beruf des Captains nicht bloß seine rangtechnische Autorität, sondern auch eine gewisse...Professionalität, eine wichtige Art der Distanz, die den kommandierenden Offizier eines Raumschiffs notwendigerweise vom Rest der Crew trennte, isoliert hielt, um ihm eine möglichst weit gefächerte und objektive Perspektive zu verschaffen. Die Vorstellung, dass dieses soziale Sicherheitsnetz zerschnitten werden könnte, rief in einem Teil Darens Bedenken hervor, und zwar in jenem Teil, der nicht Privatperson, sondern in erster Linie dem Wohlergehen des Schiffes und damit der Pflicht eines Captains der Sternenflotte verhaftet war.

„Du machst Dir einfach zu viele Gedanken...“, murmelte sie vor sich hin, als sie die nächste Korridorgabelung nahm.

Andererseits...

Sie wusste sehr wohl, dass Teile der Führungsoffiziere *untereinander* befreundet waren, in manchen Fällen ging es arg darüber hinaus, im positiven wie im negativen Sinne. Aber wer bei der auf den ersten Blick einer Promenadenmischung gleichkommenden Personenkonstellation an Bord der *Moldy Crow* ihre Besonderheiten, ihre Ecken und Kanten aberkannte, der wusste schlichtweg nicht, worauf er sich bei einem Landurlaub mit ihr einließ. Schräge Vögel waren Regel und nicht Ausnahme auf ihrem Schiff.

Doch *gerade* dieser Aspekt mochte eine Chance für sie als Captain bereithalten – und eine gehörige Portion Hoffnung, dass dieser Landurlaub sich in der Erinnerung der Angehörigen keiner negativen Nostalgie bedienen würde.

„Es wird schon alles glatt laufen...“, beruhigte sich Daren ein allerletztes Mal, und es gelang ihr tatsächlich, den widerspenstigen Gedanken für den Augenblick abzuschütteln.

Sie betrat Transporterraum zwei, schritt zur Operatorkonsole, wo sie die Zielkoordinaten eingab: das Promenadendeck von Sternenbasis 1, jener gigantischen Raumkonstruktion im Erdorbit.

Warum gerade dorthin? Ganz einfach: Es galt, einen Einkauf zu tätigen. Daren hatte zwar keine Ahnung, mit welchem Rüstzeug und sonstigem Utilitar ein guter Camper gewappnet sein musste, aber sie hatte keinerlei Bedenken, dass sie auf dem riesigen, interkulturellen Promenadendeck einen entsprechenden Laden vorfinden würde. Wo sie gleich dabei war, würde sie nach einer kleinen Aufmerksamkeit für Justin Ausschau halten und anschließend – nachdem sie ihre erworbene Camperausrüstung bei sich zuhause verstaut hatte – direkt auf die *Orpheus* beamen.

So sah der Plan für den heutigen Tag aus.

Und er musste eingehalten werden, es durfte keine Ablenkungen oder Irritationen geben.

Daren klopfte zweimal gegen die Duraniumfassade der Operatorkonsole. „In fünf Tagen ist der Spuk vorbei...dass Du mir ja die Ohren steif hältst, Schiff...“ Anschließend betätigte sie das Schaltelement, welches den Countdown zum Transport einleitete. Sie wechselte auf die Transporterplattform...

...und als sich der glitzernde Vorhang des Materialisierungseffekts über sie legte, da dachte sie nur noch eines: *Captain Daren im Dauereinsatz.*

Und es stimmte: Von Erforschung, über Diplomatie bis hin zu halsbrecherischer Action war in den letzten Wochen und Tagen immer ein wenig von allem dabei gewesen.

Landurlaub mit ihrer Crew.

Was ihr jetzt bevorstand, würde ebenfalls ein wenig von Erforschung, Diplomatie und Action von ihr abverlangen. Aber darüber hinaus?...die Möglichkeiten waren grenzenlos.

Womit wir wieder bei UMUK wären..., dachte sie mit einem Schmunzeln, als sie auf dem dicht bevölkerten Promenadendeck von Sternenbasis 1 rematerialisierte.

George Daren verstand die Welt nicht mehr.

Die andere Möglichkeit gefiel ihm noch viel weniger: dass die Welt heute keine Lust darauf hatte, Verständnis für *seine* Anliegen zu zeigen.

Seit nunmehr einer halben Stunde versuchte er die *Moldy Crow* via Subraumfunk zu erreichen. Ergebnis? Keine Antwort. Warum? Er hatte nicht die geringste Ahnung. Vielleicht war irgendeiner dieser Offiziere eingepennt...oder hatte aus Versehen die Selbstzerstörung aktiviert. Nein, Letzteres war ausgeschlossen. Seine kleine Nella würde es verstehen, solche Missgeschicke zu verhindern und –

wenn sie denn geschahen – abzuwenden. Aber einer Antwort in Bezug auf seine Ausgangsfrage – warum zum Teufel er die *Moldy Crow* einfach nicht erreichte? – brachte ihn diese abwegige Überlegung leider keinen Schritt näher.

Der 101-Jährige wusste jedoch eines: Seit einer halben Stunde stand er in dieser klaustrophobisch engen und, um es milde auszudrücken, sehr gewöhnungsbedürftig konstruierten Ferengi-Telefonzelle inmitten einer erdrückenden Masse von Ferengi, die über den Hauptterminal des größten Travelports auf Ferenginar hasteten. Es war ulkig gewesen, dem Treiben zuzusehen. Zwei Wochen lang hatte er zusammen mit seinem besten Freund Walter die Heimatwelt der Ferengi erkundet, und er hatte zur ernüchternden Feststellung gelangen müssen, dass die Zeiten, in denen weibliche Geschöpfe auf Ferenginar nackt herumliefen, endgültig vorbei – oder besser: Stoff für die Legenden liebesmüder Männer – waren. Dieser Nagus – wie hieß er doch gleich...Rom – hatte den Ferengi die größte Kulturrevolution beigebracht seit sie ihre großen Ohren hatten, so zumindest schien es. Andererseits waren einige Dinge auch genauso geblieben wie sie schon immer auf FerengiNar gewesen waren: Walter und George hatten den Rundgang durch das Heilige Finanzministerium und andere Institutionen als überaus originell empfunden. Nur mit gedünsteten Rohrmaden in allen Variationen – egal ob morgens, mittags oder abends – hatten sie sich nicht so ganz arrangieren können. Hier bestand bei den Touristenhotels auf FerengiNar definitiv noch einiger Nachholbedarf.

Jetzt war George all das so ziemlich einerlei.

Wo zum Teufel steckte seine Tochter?

Um das herauszufinden, gab es eine Möglichkeit. Trotzdem er wusste, dass Nella vermutlich alles andere als erfreut sein würde, wenn sie davon erfuhr, war er nach all

der Warterei gewillt, endlich sein Ziel zu erreichen. Oder ihm zumindest näher zu kommen.

Er griff in seine Hosentasche, kramte zwischen Bonbonpapieren, zerknüllten Taschentüchern und herausgetrennten „Bildchen“, wie er sie zu nennen pflegte, die interföderierten Erotikmagazinen entstammten, und holte einen kleinen Zettel hervor. Dieser Zettel hielt sämtliche Sternenflotten–Frequenzen bereit, die Walter und er im Laufe ihrer Zeit als intergalaktische Vagabunden und Abenteurer auf mehr oder minder legalem Wege aufgelesen hatten. Meistens war es Zufall gewesen, manchmal vielleicht auch Glück – der Alte dachte da zum Beispiel an Walters Verhältnis mit der Andorianerin Tareva, die sich erst im Nachhinein als Sternenflotten–Commander entpuppt hatte. Wie dem auch sein mochte...sie hatte ihnen beiden mehr als nur einen kleinen Gefallen erwiesen, soviel stand fest. Nebst einer ganzen Reihe von Sternenflotten–Autorisationscodes, mit denen sie kostenlos in den teuersten Luxushotels in der ganzen Föderation einchecken konnten – und selbstverständlich hatten sie von diesem Privileg Gebrauch gemacht –, waren die Zeiten, in denen sie wie rustikale Proleten durch den Weltraum bummeln mussten, endgültig passé. Tareva hatte ihnen nämlich gleich ein ganzes Shuttle besorgt. Es hatte zwar seine Weile in Anspruch genommen, die Steuerung zu erlernen – und natürlich das Gefährt von innen wie von außen ein wenig ‚farbenfroher‘ zu gestalten –, doch George war guter Dinge, dass seine kleine Nella vor Stolz erblassen würde, wenn sie Walter und ihn mit so einer Mordskiste bei ihr vorbeiflitzen sah.

Jetzt waren die Zeiten, in denen Rowdy bei seiner Nachbarin, Ruth Doubtfire, bleiben musste, während er den exotischsten Flecken der Galaxis einen Besuch abstattete, vorbei. Alleine deshalb schon, um Rowdy abzuholen,

musste er zur Erde zurückkehren. Und wo er gleich dabei war, wollte er sein kleines Mädchen wieder sehen. Welchem Vater konnte man das schon verdenken?

„Mal seh'n, ob diese Codes wirklich funktionieren,“, murmelte er vor sich hin, „...oder ob diese Tareva uns angeschmiert hat...“ Auf dem kleinen KOM-Display verlinkte er sich mit dem Subraum-Netzwerk der Sternenflotte – vom Shuttle aus war dies nicht möglich, da Tareva die gesamte Kommunikationsphalanx vorher hatte ausbauen lassen; so weit war ihr Vertrauen wohl doch nicht gegangen. Auf dem Bildschirm erschien ein Auswahlmenü dutzender, nein hunderter von Standorten der Sternenflotte. George war so frei und wählte direkt das Hauptquartier der Sternenflotte aus. Die Erde. Wie erwartet wurde er darauf aufmerksam gemacht, dass an dieser Stelle ein Passwortschutz vorlag.

Frohen Mutes zückte der Alte den Zettel und probierte es mit der ersten Nummer. Fehlanzeige, das Ding schluckte den Code nicht. Mit der zweiten Nummer klappte es auch nicht.

„Aller guten Dinger sind drei...“, brummte er, dachte dann aber an die Kurven eines weiblichen Körpers und fügte unverblümt hinzu: „...naja, zumindest *fast* immer...“

Dieses Mal *waren* aller guten Dinge drei. Das Transmissionsterminal meldete die erfolgreiche Aktivierung des Subraum-Interlinks, was immer das auch war. Anschließend wechselte das Bild und es erschien das Blattdiadem-Logo der Föderation mit der Unterschrift: „Transmission wird aufgebaut.“

Erwartungsvoll rieb sich George die Hände. „Na mach schon, blöde Kiste...“

Und tatsächlich – es funktionierte! Auf dem Display erschien ganz plötzlich eine Frau in einer veredelten Sternenflotten-Uniform. Ja, genau, sie musste eine Admirälin

sein. Irritiert beugte sich die Frau vor, musterte George kopfschüttelnd und fragte dann: „Ja?“

Der Alte empfand die Situation als passend, um endlich einmal richtig seine Meinung zu sagen, und so gab er sich keiner Blöße hin. „Wo steckt meine kleine Nella? Ihr Sternenflotten–Heinis seid mir welche.“, brummte er mit erhobenem Zeigefinger. „Da glaubt ihr, ihr könnt euch alles erlauben, um einen alten Mann zu verarschen. Aber der lässt sich nicht so leicht abschütteln.“

Die Frau schien wenig Begeisterung für Georges Worte übrig zu haben. „Wer immer Sie auch sind, Mister. Sie sind sich doch darüber im Klaren, dass es strafrechtliche Konsequenzen haben kann, eine verschlüsselte Frequenz der Sternenflotte zu benutzen?“

Etwas rüttelte an Georges Selbstwertgefühl. Er hatte die Augen aufgerissen, die Kinnlade war heruntergeklappt.

Dumm gelaufen, Georgyboy..., würde jetzt Walter nach alter Manier dazu sagen.

„Öhm...ich – ähm...“, stammelte er. „Es war ein Zufall...ich stand einfach hier rum und plötzlich hat mich diese Maschine hier mit Ihnen verbunden. Wirklich. Ich schwör's. Heiliges Vulkanierehrenwort.“ Er vollführte gespreizte Finger, den berühmt–berüchtigten vulkanischen „Lebe lang und erfolgreich“–Gruß.

Die Frau blieb hart in ihren Zügen. „Aber sicher.“, sagte sie. „Hören Sie, ich bin bereit, die Sache fallen zu lassen, wenn Sie diese Leitung sofort schließen.“

Nicht, wenn ich so nah dran bin..., dachte George.

Noch einmal wagte er den Versuch. „Ich bin auf der Suche nach meiner Tochter. Sie ist Captain auf der *Moldy Crow*. Aber da nimmt niemand den Hörer ab...wissen Sie, woran das liegt, gute Frau?“

Die Admirälin schmunzelte. „Das ist ganz einfach.“, erklärte sie. „Die *Moldy Crow* wird zurzeit einer Barionsäube-

rung unterzogen. Die Crew hat für die nächsten fünf Tage Landurlaub.“

„Aha, und wo steckt meine Nella?“

„Soweit ich weiß, verbringt Captain Daren zusammen mit ihren Führungsoffizieren einige Tage im Yosemite Nationalpark.“

Na endlich!

Eine Welle der Erleichterung erfasste George. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Dafür spendier' ich Ihnen eines Tages ein Abendessen. Ich bin ein ziemlich netter Kerl, wissen Sie?“

„Das glaube ich Ihnen gerne. Nichts zu danken. Aber jetzt tun Sie mir den Gefallen, Mister, und beenden die Transmission.“

George nickte. „Nochmals danke, Teuerste.“ Seine Lippen formten einen Luftkuss zum Abschied. Noch während die Frau ihre Augen empört aufriss, entsprach der Alte ihrer Bitte und legte auf.

Er verließ das postmoderne Äquivalent einer Telefonzelle und bahnte sich seinen Weg durch die Horden von Ferengi.

Jetzt hielt ihn nichts mehr hier.

George verließ die riesige Halle und begab sich außerhalb zu einem großen Parkplatz, wo Walter bereits an ihrem gemeinsamen Shuttle – sie hatten es auf den Namen ‚Venusfalle‘ getauft – auf ihn wartete.

Als sein Freund sich nach Nellas Aufenthaltsort erkundigte, überging George die Frage und antwortete stattdessen: „Nächster Halt: Yosemite Nationalpark.“

Damit war alles klar.



:: Kapitel 1

...am nächsten Morgen...

Erde, Yosemite

Die Sonne ging auf über Yosemite. Sie projizierte erste zarte Strahlen auf den Monolith des El Capitan, der sich kahl und abschreckend aus den Wäldern in die Wolken erhob. Der Berg ragte in rechtem Winkel zum Waldboden auf, im Grunde war er nichts weiter als eine massive Felswand. Von weitem wirkten seine Seiten völlig glatt, ohne einem Bergsteiger den geringsten Halt zu verschaffen.

Bogy't fand, dass Yosemite der ideale Ort für einen Landurlaub war; die wilde, entlegene Schönheit des Naturparks erfüllte den Europeaner mit Bescheidenheit und Ehrfurcht. Patricia hatte ihn einmal, kurz nachdem sie sich kennen gelernt hatten, hierher mitgenommen, und sie hatten wundervolle Stunden verbracht. Seit dieser Zeit hatte er Yosemite nicht mehr besucht, und die Entdeckung, dass sich seither nichts geändert hatte, bewegte ihn: Der Park schien für den Erwachsenen noch genauso unermesslich und atemberaubend majestätisch wie dereinst für das Kind.

Ein Park für die Generationen.

Wer konnte schon von sich behaupten, jemals auf Tuchfühlung mit der Ewigkeit der Natur gegangen zu sein? Hier, inmitten dieses wilden Paradieses, zwischen rauschenden Bächen, brechenden Wasserfällen, im Schatten hoher Pinien und Zedern, schien dies möglich.

Zumindest für einen winzigen Augenblick, der sich niemals gänzlich verabschiedete.

Bogy't, in eine weite, zivile Montur gekleidet, stand gemeinsam mit dem Benziten Mendon an der Felswand des El Capitan und spähte in die Höhe.

Kaum zu glauben, aber dreihundert Meter über ihren Köpfen balancierte Flixso Windeever auf einem nur wenige Zentimeter breiten Sims, den Körper gegen die kühle Steinwand des Berges gepresst. Es war erstaunlich gewesen, den blitzschnellen Aufstieg des Saurianers zu verfolgen.

Kein Mensch konnte mit diesem Geschick konkurrieren.

„Sechs Credits,“, sagte Bogy't zum Benziten, der – wie konnte es auch anders sein ? – selbst im Urlaub noch seine Dienstuniform trug, „dass er in den nächsten dreißig Minuten den Gipfel erreicht hat.“

Mendon überlegte kurz und antwortete dann: „Theoretisch möglich, jedoch sehe ich diesbezüglich nur eine Chance von achtzehn Komma sechs Prozent. Wenngleich die saurianische Anatomie Mister Windeever beim Besteigen eines Bergs entgegenkommt, setze ich dagegen, Commander.“

„Das ist 'n Wort, Mendon.“ Bogy't streckte dem Sicherheitschef der *Moldy Crow* die Hand entgegen.

Mendon wirkte irritiert über seinen Kommentar, entsprach aber schließlich Bogy'ts Geste. „Mehr als nur ein Wort, Sir.“, entgegnete er, die Hand schüttelnd. „Wenn Sie möchten, erkläre ich Ihnen gerne die Einzelheiten meiner statistischen Ermittlung.“

Bloß das nicht...

Bogy't schmunzelte seinen verräterischen Gedanken davon. „Keine Sorge. Ich habe vollstes Vertrauen in Sie, Lieutenant.“ Schließlich zog er wieder das Fernglas in sei-

ner Hand zurate. „So, dann wollen wir ’mal sehen, wen von uns beiden Flixxo heute beglücken wird...“

Cassopaia Nisba kochte vor Wut.

Zuerst hatte ein blauhäutiger Kerl, dessen Namen sie gezwungenermaßen versuchte aus dem Gedächtnis zu streichen – leider vergebens –, sie dazu gebracht, diesem verfluchten Landurlaub beizuwohnen. Dann hatte er auch die Unverschämtheit gehabt, ihre eigenen Wertgegenstände aus der Kantine der *Moldy Crow* mitgehen zu lassen.

Jetzt meinte die Boritanerin, endgültig jenen berühmt–berüchtigten Rauch zu spüren, der sich den Weg aus ihren pelzigen Ohren bahnte. Ihre Glieder waren steif, sie war im höchsten Maße erregt – und in diesem Zustand hastete sie durchs grüne Dickicht, einige zig Meter abseits des Lagers, in direkter Nähe zum El-Capitan.

Schnaubend drückte sie Äste und ganze Laubbüschel beiseite, manchmal brach der eine oder andere Zweig dabei.

Die Tatsache, dass sie ein dünnes, seidenes Sommerkleid trug, welches ihre Kurven eindrucksvoll betonte, sollte dabei keineswegs den falschen Eindruck aufkommen lassen, dieser Frau könnte das Attribut ‚lieblich‘ zugeschrieben werden. Und schon gar nicht in ihrer derzeitigen Verfassung.

Es bestand kein Zweifel: Cassopaia Nisba war heute eine Furie. Und wer auch immer der arme Teufel sein mochte, an dem sie sich gleich entludt – seine Götter, wenn er denn welche besaß, mochten ihm gnädig sein...

„Chell! *Chell!*“

Fast wäre Nisba endgültig der Kragen geplatzt, doch dann hatte ihre Suche endlich den erwünschten Erfolg ge-

zeigt: Auf einer Lichtung am Waldrand fand sie ein halbnacktes Pärchen vor, das sich in den Armen hielt.

Unschwer zu erkennen, wer sich da aneinander verlustierte. Chell und seine neue Benzitenflamme Pedrell.

Auf frischer Tat ertappt! Jetzt gab es kein Entkommen mehr. Die Boritanerin probte ein präventives Fauchen.

„Ahhhh!“

Kurz nachdem Nisba in unmittelbarer Nähe zu den Ungestörtgeglaubten zum Stillstand gekommen war, kreischte die nahezu gänzlich entblößte Pedrell einen derart hohen Ton, dass neben Nisbas ohnehin schon mehr als ausgeprägten Selbstwertgefühl – in diesem Fall für die gelungene Vorstellung – auch noch ihr Wissensschatz um eine Stimulans bereichert wurde. Wer konnte schon wissen, dass weibliche Benziten zu solchen Tonlagen fähig waren?

Mit hämischer Freude beobachtete die Boritanerin, wie Chell vom Objekt seiner Begierde, welches unter ihm lag – die Beine gespreizt –, aufblickte und eine Schockstarre ihn erfasste, bevor er denn wie närrisch schrie: „Doktor! Was fällt Ihnen eigentlich ein, hier einfach so –...“

Nisba hatte keine Lust darauf, daher unterbrach sie ihn: „Wo ist mein Kulturbeutel?!“

Chell versuchte Pedrells nackten Leib mit seiner blauhäutigen Korpulenz zu verdecken, während er entsetzt maulte. „Jetzt beruhigen Sie sich aber ’mal wieder. Wenn Sie zwei Minuten Geduld haben, dann werde ich gerne – ...“

„Ich sagte: Ich will wissen, wo mein Kulturbeutel ist!“

Chell gelang es in einem weit ausholenden Griff, an Pedrells Bluse heranzukommen. Er legte sie ihr übers Dekolte. Dann schnappte er mit Geschick sein Hemd vom gräsernen Untergrund und erhob sich mühevoll. „Bin gleich wieder da, Liebling.“, warf er einer nach wie vor paralysier-

ten Pedrell zu, ehe er sich Nisba raunend zuwandte. „Schon 'mal 'was von Privatsphäre gehört?“

Gemeinsam schritten sie von der Lichtung weg, durchquerten wieder ein schattiges Waldstück auf dem Weg zurück zum Lager.

„Ersparen Sie mir Ihre Scham, Chell.“, brummte Nisba stoisch. „Sie müssen nicht gleich rot anlaufen. Ich bin Ihr Arzt, schon vergessen? Ich habe Ihre blau überzogene Männlichkeit schon mehr als einmal gesehen und kann sagen, dass überhaupt nichts Besonderes dran ist. Eben nur ein Mann.“

Daraufhin hielt Chell ein und wandte sich ihr zu, mit einem Blick, der Bände sprach. „Warum werde ich das Gefühl nicht los, dass Sie mich seit wir hier eingetroffen sind, permanent auf dem Kicker haben?“

Nisba erzeugte ein humorloses Lachen. „*Ich* soll Sie auf dem Kicker haben?!“ Plötzlich gestikulierte sie wie wild. „Herzlichen Glückwunsch, da haben Sie aber ausnahmsweise voll ins Schwarze getroffen! Darf ich Sie daran erinnern, dass ich *Ihnen* diesen überaus reizvollen Urlaub zu verdanken habe?!“

„Was soll *das* denn heißen, Doktor? Sie hatten doch die freie Wahl mitzukommen.“

„Typisch Männer!“, rief Nisba ungehalten. „Am Ende versucht ihr alle trocken aus dem Wasser 'rauszukommen! Aber nur um Ihrem Gewissen ein wenig auf die Sprünge zu helfen...“ Sie stemmte die Arme in die Hüften. „Hatte ich jemals darum gebeten, Urlaub inmitten dieser unzivilisierten Wildnis zu machen, wo *Sie* zu allem Übel noch Ihrem niederen Begattungstrieb nachgehen?! Nein, nein und nochmals *nein!* *Sie* haben mich – und zwar ohne auch nur gefragt zu haben – einfach auf die Liste gesetzt.“ Der letzte Satz war in ein Crescendo abgeglitten, das sehr an Donnerklang und Wolkenbruch erinnerte.

„Niemand hat sie daran gehindert, nicht doch abzuspringen.“, wehrte sich Chell.

„Doch! Spätestens, als Sie meine Tassenkollektion über die boritanische Kulturrevolution auf diesen schäbigen Trip hier mitgehen ließen, hatte ich keine Wahl. Ich *musste* mitkommen, um sie mir zurückzuholen. Und ganz nebenbei erwähnt: Es mag Ihnen vielleicht fremd sein, aber unflätiges Benehmen an den Tag zu legen ist nicht meine Art.“

Chell formte eine Grimasse, die Unverschämtheit nahe legte und Nisba umso zorniger machte, noch bevor der Bolianer das erste Wort ausgesprochen hatte. „Sie armes Ding. Da quälen Sie sich tatsächlich, uns zu ertragen, nur, weil Sie Ihr fürstliches Gebaren daran hindert, konsequent zu sein.“

„Und meine Tassenkollektion.“, betonte Nisba vehement.

„Schön. Dann sage *ich* Ihnen jetzt 'was.“ Chell schien ihre Geste von vorhin absichtlich zu imitieren – er stemmte ebenfalls die Arme in die Hüften –, um zu signalisieren, dass er jetzt an der Reihe war. „Sie haben nun zwei Möglichkeiten, Doc. Erstens: Sie holen sich gleich Ihre Tassenkollektion und verpassen einen verdammt amüsanten Landurlaub mit guten Freunden oder zweitens: Sie geben sich ausnahmsweise 'mal einen Tritt in Ihren fürstlichen Allerwertesten, vergessen Ihre Vorurteile für die kommenden fünf Tage und lassen auch Ihren Griesgram vor der Tür. Ich weiß, wie schwer das für Sie sein muss, Cassopaia, aber sehen Sie: Es gibt nicht immer nur Entbehren, wenn man mit Leuten zusammen ist, die einen mögen. Es gibt auch einen Gewinn. Haben Sie nicht manchmal das Verlangen, die Gesellschaft Ihrer Freunde zu suchen?“

Die Boritanerin schüttelte entschlossen den Kopf. „Ich *habe* keine Freunde. Und ich *brauche* sie auch nicht.

Freunde sind etwas für die Schwachen. Wären Sie dann endlich fertig mit dem sinnlosen Produzieren heißer Luft?“

Chell hatte diesen ‚Einen Versuch war es wert‘-Ausdruck in den Zügen, bevor er frustriert seufzte. „Ja. Natürlich. Immer doch. Von mir werden Sie kein Sterbenswörtchen mehr hören.“

Mittlerweile waren sie im Lager angekommen – wenn man denn von ‚Lager‘ sprechen konnte. Denn zurzeit handelte es sich um zwei Dutzend Kisten und Taschen, die wild verstreut auf einer Wiese im Schutze mehrerer großer Zedern lagen. Noch niemand hatte sich mit dem Aufbau befasst – dies würde der nächste Schritt sein und voraussichtlich in Angriff genommen werden, sobald Captain Daren eingetroffen war.

Chell kramte in einer Art überdimensionalem Seesack, und schließlich zog er ein handtaschengroßes Etui hervor, auf dem die Staatssymbole von Borita Prime eingezeichnet waren. Er reichte Nisba die Tasche. „Hier haben Sie Ihren Kulturbeutel. Und die Tassen müssen irgendwo in den Taschen dort drüben sein. Wenn das dann alles wäre...?“

„Fast.“, sagte die Boritanerin frech. „Eine Frage hätte ich noch. Wissen Sie zufällig, wo Flixo ist?“

Chell zuckte mit den Achseln. „Keine Ahnung. Das letzte Mal hab’ ich ihn mit Bogy’t und Mendon am Fuße des El Capitan gesehen. Mehr weiß ich auch nicht.“

„Gut.“, meinte Nisba darauf, und sie gestattete sich einen fürstlichen Wink – so einen, mit dem sie ihre Diener in ihrem Ansitz auf Borita zu dirigieren pflegte. „Dann dürfen Sie jetzt zurückgehen, um von Mutter Natur Ihre Daseinsberechtigung einzuholen, Lieutenant.“ Sie drehte sich von Chell weg und schritt fort.

„Cassopaia?“ Noch einmal, aber mit einer höchst indolenten Expression, drehte sich Nisba zum Bolianer um.

„Genießen Sie das Leben doch endlich einmal.“, sagte dieser lautstark.

„Genießen?“, ächzte sie die Antwort förmlich. „Wie soll das Leben genießenswert sein, wenn kein Mann da ist, der rund um die Uhr zu Diensten sein kann?“

Sie beobachtete, wie Chell sogleich die Hände zum Gesicht hob und nochmals seufzte. „Mein Fehler.“, sagte der Bolianer. „Vergessen Sie’s einfach.“

Noch während der Bolianer gesprochen hatte, war Nisbas Blick, eher spontan, den El Capitan heraufgewandert. Und jetzt traute sie ihren scharfen Augen kaum.

Sie nahm ein vor ihr auf dem Boden liegendes Fernglas in die Hand und wendete es auf den riesigen Monolithen an...

Und dann blieb ihr nurmehr eines zu sagen übrig: „Beim großen Matriarchat!“

„Was ist denn?“, fragte Chell völlig verwirrt.

Doch Nisba hatte ihn nicht einmal vernommen. „Dieser wahnsinnige Saurianer!“, schrie sie. „Flixxo! Flixxo! Flixxo!!!“

Mit diesen Worten rannte sie aus dem Lager und hinab zum Fuße des El Capitan...

„Ich sage es ja nur ungern, Mendon.“, ließ sich Bogy’t nicht ohne eine gewisse Vorfremde vernehmen. „Aber es sieht nicht gut für Sie aus.“ Er blickte auf seinen Chronometer. „Wir sind bei siebzehn Minuten und elf Sekunden und Flixxo ist beinahe obenauf.“

Mittlerweile war die Silhouette des Saurianers zu kaum mehr als einem kleinen Punkt über ihnen zusammengesmolzen. Er befand sich *verdamm*t weit oben in luftigen

Höhen. Allein schon der Anblick verursachte bei Bogy't einen gewissen Schwindel.

Jedoch hätte er dieser Wette niemals freiwillig zugestimmt, wenn er nicht genau gewusst hätte, dass die saurianische Heimatwelt im Prinzip ein einziges Gebirge war, und dass das Klettern sozusagen den zweiten Vornamen der Saurianer darstellte.

„Die prozentuale Wahrscheinlich hat sich zugegebenermaßen zu Ihren Gunsten geneigt, Commander.“, bemerkte Mendon völlig gefasst. „Nichtsdestotrotz spricht die Statistik nach wie vor für meinen Standpunkt.“

Gerade wollte Bogy't antworten, da ertönten hastige Schritte auf dem Laubboden hinter ihnen. Cassopaia Nisba kam angerannt.

„Oh, hallo, Doktor. Stimmt irgendetwas nicht?“

Bogy't verwunderte es nicht, dass sich Nisba die Begrüßung sparte. Stattdessen verlief ihr Blick gen Himmel, und mit weit aufgerissenen Augen stöhnte sie: „Was haben sie mit ihm angestellt?! Haben *sie* ihn dazu animiert, da hochzuklettern?!“

Bogy't und Mendon warfen sich einen kurzen Blick zu. „Also,“, entgegnete der Europeaner dann, „um ehrlich zu sein nicht. Ich schätze, Flixxo hatte wohl einfach Lust, auf Tuchfühlung mit dem legendären James Kirk zu gehen.“

„Wenn ich mich nicht irre,“, merkte Mendon jetzt wie bei-läufig an, „wäre Kirk im Jahr 2289 beim Besteigen des El Capitan beinahe ums Leben gekommen.“

„Interessant.“ Bogy't wandte sich wieder dem Benziten zu. „Sagen Sie, fließt das in Ihre Statistik mit ein, Mendon?“

Dieser war gelassen wie eh und je. „Nur unwesentlich.“

Ein letzter Widerstand brach in Nisba, wie sie die beiden Männer beim Plaudern beobachtete, und sie schrie, dass es schmerzte: „Wissen Sie eigentlich, was Sie da treiben?!“

Männer! Ich hätte es wissen müssen! Männer! Immer spielt ihr mit dem Feuer! *Männer!*“

Wieder blickten sich die beiden Männer an, und zwar ohne die Mienen zu verziehen. „Was hat sie denn jetzt schon wieder?“

Dieses Mal war es Mendon, welcher mit den Achseln zuckte.

Die Boritanerin schnaubte, trat dann vor, sich nach oben wendend und schrie noch lauter als vorhin: „*Flixxo! Flixxo*, Du leichtsinnige Echse!“

Selbstverständlich erlangte keine Antwort. Sie kam nicht durch zum in hunderten Metern Schwindel erregender Höhe kletternden Saurianer.

Nisba schlug gegen ihren Insignien-Kommunikator.

„*Flixxo! Hörst Du mich?!*“

[Cassopaia!], ertönte Flixxos Stimme durch das kleine Gerät an ihrer Brust. [Aussicht hier oben wundervoll! *Flixxo* ein paar Holo-Fotos schießen, wenn *Flixxo* oben!]

„Du kommst sofort wieder ’runter, hast Du verstanden?!“

[Cassopaia, immer mit der Ruhe! *Flixxo* später kommt wieder ’runter! *Flixxo* gut beim Klettern! Cassopaia down-coolen!]

„*Downcoolen...*“, fauchte Nisba. „Wie ich dieses Wort *hasse...Flixxo!* Du kommst sofort ’runter oder ich Sorge dafür, dass Du nie wieder D’chongos bekommst! *Flixxo!* Befehl der Chefärztin! *Flixxo!*“

Es ertönte keine Antwort durch den Kommunikator.

„Ich glaube, er kann Sie nicht hören.“, sagte Bogy’t schmunzelnd.

„Oder er hat seinen Kommunikator abgestellt.“, zeigte Mendon die Alternative auf.

„Na, der kann ’was erleben.“ In der Folge sahen die beiden Männer Nisba dabei zu, wie sie sich die Ärmel hochschob und zum Felsenansatz trat. „Wenn ich oben ange-

langt bin, wird dem Kerl hören und sehen vergehen.“, brummte sie ruppig. „Er wird sich wünschen, niemals aus seinem Ei geschlüpft zu sein.“ Ein einziges Mal wandte sie sich zu Bogy't und Mendon um. „Sie waren mir übrigens eine *fantastische* Hilfe. Männer, auf der ganzen Linie enttäuschend...“

Wieder wechselten Bogy't und Mendon einen Blick. „Moment noch, Cassopaia. Du hast doch nicht allen Ernstes vor, Flixxo hinterherzuklettern...?“

„Ja, nach was sieht's denn aus?“ Nisba fuhr ihre Krallen aus und hakte sich in einer Lücke fest. Ihr körperliches Geschick und ihre Stärke waren beeindruckend. Binnen weniger Sekunden hatte sie einen Aufstieg von mehreren Metern zurückgelegt. „Wenn Flixxo nicht 'runterkommt, komm ich eben 'rauf. Irgendjemand muss schließlich vernünftig sein.“

„Ähm...sie scheint nicht zu scherzen, Mendon.“

„Ich glaube, Sie haben Recht, Sir. Nichtsdestotrotz: Bori-taner sind aufgrund ihrer Klauen und flexiblen, akrobatischen Gelenke ähnlich gut zum Klettern veranlagt wie Saurianer. Sie müssen sich also keine Sorgen machen. Doktor Nisba weiß, was sie tut.“ Mendon hatte extra so laut gesprochen, dass Nisba seine Worte noch hören konnte.

Bogy't tat es ihm gleich. „Meine Rede. Wenn Sie es sagen, Lieutenant. Einer muss ja 'mal Tacheles reden. Wo wir gerade dabei sind – wie wäre es mit einer kleinen Modifikation unserer Wette?“

„Von welcher Modifikation sprechen Sie, Commander?“

„Naja, schau'n Sie 'mal, wie schnell unser Doktor Flixxo in kürzester Zeit einzuholen scheint. Sie hat soeben verkündet, ebenfalls den Gipfel erreichen zu wollen. Ich frage mich also, wer von unseren beiden Klettermaxen zuerst oben sein wird.“

„Das ist doch eindeutig, Sir. Bei seinem Vorsprung wird Mister Windeever natürlich als erster am Ziel eintreffen.“

„Meinen Sie? Ich wäre mir da nicht so sicher. Cassopaia ist meine Favoritin. Und gleichzeitig erhöhe ich den Wett-einsatz um das Doppelte.“

„Zwölf Credits also?“ Der Benzite nickte. „Einverstanden.“

Der Gipfel des El Capitan wies im Hochsommer keinerlei Schneehaube auf, doch im Winter war er ein begehrtes Ziel für Skifahrer und Snowboarder.

Nisba begnügte sich damit, dass ihr der Sommer bei ihrer unerwarteten Kletterpartie entgegengekommen war.

Die Britanerin zog sich mithilfe ihrer Krallen an einer letzten, steilen Klippe empor, und sie hatte ein mehr oder minder ebenes Plateau erreicht, das den niedrigeren Teil des Berggipfels repräsentierte.

Sie blickte sich um, fand aber keine Spur von Flixo. Ihre jähe Wut und das damit verbundene geschwinde Klettern hatten dazu geführt, dass sie ihn in der giesigen Höhe inmitten tief hängender Wolken verfehlt hatte und jetzt nicht wusste, an welcher Stelle der Saurianer hochgekommen war – wenn er denn seinen Weg bis hierher fortgesetzt hatte.

Schließlich tauchte Flixo doch auf – hinter einem umgestürzten Baumstamm sah ihn Nisba sich erheben.

Immer noch keuchend von der Anstrengung, gerade einen zwei Kilometer hohen Berg emporgestiegen zu sein – ohne Seil oder doppelten Boden –, ging sie zu ihm hinüber. „Du verrückter Saurianer!“, rief sie während einer Atem-pause. „Bist Du Dir eigentlich im Klaren darüber, was Du da tust?“

Flixxo schien sie zuerst gar nicht zu bemerken, streckte die lange Schnauze gen Himmel, schnupperte die frische Luft hier oben. Die beiden großen gelben Augen begannen zu strahlen. Dann, nur sehr langsam, sagte der Saurianer: „Flixxo mit offenen Augen durchs Leben gehen tut. Flixxo wissen.“

Nisba verstörte seine eigentümliche Reaktion nur noch mehr. „Dann musst Du Dir den Vorwurf gefallen lassen, dass Du mir akut selbstmordgefährdet erscheinst!“

„Nö, eigentlich nicht.“, gab Flixxo unbeeindruckt zurück und lächelte. „Aber Flixxo seinen Spaß gehabt. Und außerdem Flixxo geholfen hat Bogy't und Mendon bei großer Wette.“

„Ich hab's mitgekriegt. Beknackte Männer. Stehen ganz gelassen da unten und schließen Wetten auf Dein Klettertempo ab.“

Doch der Saurianer schüttelte den elliptisch-violetten Kopf. „Nein, Flixxo meinen 'was and'res: Ursprüngliche Wette gewesen, ob Flixxo Cassopaia dazu bringen kann, auf einen Berg zu steigen.“

Vom einen Augenblick auf den nächsten spürte Nisba, wie ihr ihr boritanisches Blut in den Kopf schoss. „Bitte was?!“, ächzte sie fassungslos. „Ich glaube, ich habe mich soeben verhört. Du willst mir sagen, dass ihr drei das inszeniert habt, nur, um *mich* klettern zu sehen?“

„Bingo. Cassopaia hundert Punkte.“ Flixxo strahlte naiv wie ein kleines Kind, das mit dem Feuer spielte.

„Du wahnsinniger Saurianer, hast Du jetzt endgültig den Verstand verloren?!“

„Nö,“, beharrte Flixxo, „aber Wette noch nicht vorbei.“

„Das will ich Dir glauben! Na warte, wenn ich Dich in die Finger kriege!“ Nisba hatte die Krallen ausgefahren und sprang ihm entgegen, aber Flixxo war schneller und spurtete wieder den steilen Abhang des El Capitan entlang –

den Weg, den er gekommen war. „Du asexueller Evolutionsfehler!!!“

„Yuppie, es gehen *abwärts*...“

Bogy't und sein Kollege Mendon hatten den Aufstieg von Flixo und Nisba genauestens mit ihren Ferngläsern verfolgt. Jetzt sahen sie dabei zu, wie – der Saurianer voran – beide mit mordsmäßigem Tempo hinabfegten.

Der Europeaner nahm dies zum Anlass, um die Schlussfolgerung zu ziehen, dass die Wette funktioniert hatte.

Die ursprüngliche Wette. Jene, um die es die ganze Zeit über gegangen war.

Er wandte sich an den Benziten. „Ich muss zugeben: Ich habe bis zum Schluss daran gezweifelt, ob diese Wette wirklich aufgeht. Meinen Glückwunsch, Mendon. Ich werde nie wieder an den Prognosen eines Benziten Zweifel hegen.“

„Dankesehr, Sir.“, sagte Mendon bedächtig. Er spähte nochmals durch sein Fernglas. „Aber wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Sir – ich hege durchaus Zweifel an der Stabilität von Doktor Nisbas Gemütszustand. Sie wirkt...aufgebracht. Und sie scheint sich ihr Kleid zerrissen zu haben.“

Ihr Kleid...

„Ach, das ist nicht weiter schlimm.“, winkte Bogy't ab. „Glauben Sie mir, Mendon – selbst eine Boritanerin muss 'mal von Zeit zu Zeit auf andere Gedanken kommen. Wenigstens in der Hinsicht weiß ich Bescheid: Die frische Luft und der Auslauf werden ihr gut tun.“

Annika Hansen empfing ihren Captain, ein wenig abseits des Lagers, an einem kleinen, von Vogelgezwitscher und anderer Fauna gesäumten Bach.

Daren materialisierte mit einem großen, prall gefüllten Wanderrucksack auf den Schultern. In der einen Hand hielt sie eine aufklappbare Karte, auf welcher der Yosemite Nationalpark verzeichnet war.

„Sir.“

Die beiden Frauen reichten sich die Hand.

„Die hierarchischen Formeln wollen wir gleich seinlassen.“, sagte Daren. „Wir sind im Urlaub. Nennen Sie mich Nella.“

Hansen nickte. „Und ich bin Annika, aber das wissen Sie ja bereits.“

„Ja, seit einer Weile ist es mir geläufig.“ Ein Lächeln umspielte Darens Lippen. „Sind die Anderen schon eingetroffen?“

„Ja, Capt...ähm...Nella.“ Sie tat sich schwer mit der ungewohnten Titulierung. „Sie befinden sich etwa einen Kilometer von hier, in diese Richtung. Ich werde Sie hinführen.“

Beide setzten sich in Bewegung. Sie marschierten durch das Zentrum einer Lichtung, die auf allen Seiten von üppig wuchernden Farnen und hohen Bäumen umgeben war. Vögel flatterten zwischen den Zweigen, und ihr Zwitschern vermischte sich mit dem Summen von Insekten und dem leisen Seufzen des Windes hoch oben in den Wipfeln. Der aromatische Geruch exotischer Blüten erfüllte die Luft, und die jähe Farbenflut schien Daren fast die Orientierung zu rauben.

Sie holte tief Luft. „Es ist atemberaubend.“, sagte sie gebannt, während ihr Blick wanderte. „Es ist wirklich ein

Jammer...da reist man mit einem Raumschiff durch die Galaxis, auf der Suche nach dem Paradies, und vergisst manchmal völlig, dass man es quasi gleich vor der Haustür hat.“ Ihre Aufmerksamkeit kehrte wieder zu Hansen zurück. „Sagen Sie, Annika, haben wir so etwas wie ein Programm für die nächsten Tage?“

„Ja. Chell und Bogy't haben tatsächlich eines ausgearbeitet. Ich habe es zwar nicht ganz im Kopf, aber soweit ich weiß steht für morgen eine Kajaktour an. Und übermorgen eine Wanderung auf den Half Dome, den höchsten Berg von Yosemite.“

„Hört sich gut an.“, sagte Daren mit Vorfreude in der Stimme. „Nennen Sie es ein Gefühl, Annika, doch ich denke, wir haben das Fleckchen Erde gefunden, an dem wir unsere lang ersehnte Erholung bekommen werden...“

Schließlich erreichten sie die von Zedern gesäumte Wiese, wo sich sämtliches Inventar für einen ausgelassenen Campingurlaub vorfinden ließ – und ein halbes Affentheater gleich mit...

Bogy't und Mendon rannten ihnen entgegen, verzichteten jedoch auf eine Begrüßung gegenüber dem Captain, schienen auf etwas ganz Anderes, Akuteres, bedacht.

„Schnell, Mendon! Schnell! Dort 'rüber! Ich hab' dort einen gutes Versteck gesehen!“

Völlig perplex blickten die beiden Frauen Bogy't und Mendon hinterher, wie sie sich im Dickicht verdünnigten.

Kurz darauf machte Hansen einen schrillen Schrei aus, der sich zweifellos nur einer Person zuordnen ließ: Cassopaia Nisba. Dann sah sie, wie die Boritanerin, feuerrot angelaufen, mit von sich gestreckten Klauen aus einem Gebüsch sprang und mit unglaublichem Tempo an ihnen vorbeifegte, geradewegs den beiden Flüchtenden hinterher.

Hansen hatte plötzlich ein merkwürdiges Gefühl, die Verantwortung zu tragen. „Es tut mir leid. Ich versichere Ihnen – dafür gibt es ganz bestimmt eine Erklärung.“

Daren schmunzelte ihr entgegen und legte den Rucksack auf der Wiese ab. „Sicher. Aber das spielt keine so große Rolle. Denn schließlich sind wir im Urlaub, oder nicht?“

Hansen fühlte sich zwar nicht sehr viel besser, und doch gestattete sie sich jetzt ebenfalls ein seichtes Lächeln. „Ich glaube schon.“

— — —

Nachdem Daren aufgetaucht war, hatte sich die Situation – und zwar ohne, dass sie *aktiv* etwas an ihr geändert hätte – schlagartig wieder beruhigt.

Bogy't sah als Grund hierfür schlichtweg die Tatsache, dass Daren die meiste Zeit über für sie alle eine Autoritätsperson war, sowohl beruflich wie auch privat. Trotz der Tatsache, dass sie sich zurzeit jenseits ihre Ränge aufhielten, griff diese professionelle Distanz nach wie vor und umspielte ihre Aura.

Er hatte nichts dagegen. Nicht im Geringsten, begrüßte er es mehr als das profillose Chaos, das sich vor ihrem Eintreffen ergeben hatte.

Irgendetwas war ihm da aus den Händen geglitten, als er Cassopaia hatte ein wenig aufmuntern – und, zugegeben, von ihrem hohen Ross herunterholen – wollen.

Jetzt war er froh, dass der Captain hier war, um mit ihrer bloßen Anwesenheit für Recht und Ordnung zu sorgen.

Weniger erfreut zeigte er sich darüber, dass Daren ihn zum Sammeln von Feuerholz losgeschickt hatte – und das ausgerechnet mit jener aufgeriebenen Dame, die im Rahmen eines Tobsuchtsanfalls vor nicht ganz einer Stunde noch damit gedroht hatte, ihm die Augen auszukratzen.

Cassopaia Nisba verzichtete immer noch nicht auf das abwürfige Schnaufen und bemühte sich ebenso wenig, einen ihr eigenen Fauchinstinkt zu unterdrücken, immer dann, wenn sich ihre unerfreuten Blicke trafen.

Seit ihrer kleinen Auseinandersetzung hatten sie noch kein Wort miteinander gewechselt. Bogy't für seinen Teil konnte es gar nicht erwarten, ins Lager zurückzukehren, wo der Captain, Annika und Chell zurzeit damit beschäftigt waren, die Zelte aufzubauen und die Ausrüstung zu verstauen.

Ein Moment der Unaufmerksamkeit – Bogy'ts Interesse hatte sich auf eine Ansammlung exotischer Pilze im Schatten einer riesigen Tanne fokussiert – führte dazu, dass er mit der Boritanerin kollidierte.

„Pass doch auf, wo Du hintrampelst, ungeschickter Töpel!“

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, Hochwohldurchlauchtigste.“

Cassopaia bleckte die Zähne. „Ihr seid doch alle gleich.“

Bogy't runzelte die Stirn. „Was Du nicht sagst...übrigens: Du wiederholst Dich, Doc.“

„Im Gegensatz zu Dir habe ich das *Recht*, mich zu wiederholen.“

„So, das Recht sagst Du...“

„Warum hast Du Flixxo beim Klettern nicht aufgehalten?“, knurrte Nisba.

Bogy't verspürte nicht die geringste Lust, sich noch einmal in die Flucht schlagen zu lassen. „Weil wir *Dich* Klettern sehen wollten, schon vergessen?“, sagte er frei heraus.

Sein Gegenüber riss die Augen diabolisch weit auf. „Unverantwortlich. *Männer*...wenn es niemanden gäbe, der euch vor euren eigenen Dummheiten bewahrt...“

„Cassopaia, jetzt mach aber 'mal 'nen Punkt. Das hier ist der El Capitan. Es heißt, nur *Captains* stürzen von diesem Felsen.“

„Wahnsinnig komisch, *Mann*.“

Mendon fühlte sich bestraft.

Er verstand die Beweggründe seines Captains nicht, ihn ausgerechnet mit dem größten Nonsenskreator der zivilisierten Galaxis losgeschickt zu haben.

Flixxo Windeever quasselte permanent auf ihn ein, und für Benziten hatten zwar ein ‚dickes Fell‘, wie Menschen sagen würden, doch Mendon spürte, wie seine vermeintlich grenzenlose Toleranz sich allmählich einem gewissen Pegel zuneigte, wo es eines Ventils bedurfte.

„Und dann Flixxo hat geworden schwanger zum siebenundzwanzigsten Mal. Und dann Flixxo hat beschlossen, noch zu adoptieren kleines D'chongo von verstorbenen Nachbarin. Und dann Flixxo musste stopfen tun supi-viele hungrige Mäulerchen. Und dann Flixxo –...“

„Ihre Kommunikationsfreudigkeit in allen Ehren, Lieutenant,“, unterbrach Mendon den brabbelnden Saurianer, „aber wir sollten uns der Aufgabe zuwenden, die uns Captain Daren anvertraut hat.“

Flixxo glotzte. „Aufgabe? Welches Aufgabe? Flixxo 'was verpasst? Mendon nicht immer so verdammt koi-koi-pflichtbesessen sein soll.“

„Verzeihen Sie, Mister Windeever, doch es war nicht meine Absicht, irgendein überzogenes Selbstportrait meinerseits zu zeichnen. Ich erfülle lediglich meine Pflicht nach bestem Wissen und Gewissen.“

Flixxo blieb stehen und wedelte mit dem Schwanz. „Pflicht?! Wovon Mendon da reden? Mendon und Flixxo im

Urlaub sind. Nix Pflicht. Nix ‚nach bestem Wissen und Gewissen‘.“ Er blickte sich um, dehnte die Nüstern und sog genießerisch die saubere Luft ein. „Nur...Ruhe, Wald, Berge...“ Sein Blick wanderte durchs Dickicht zu einem nahe gelegenen See. „...und schönes, blaues Wasser...“

Der See! Ihn musste der Captain gemeint haben.

Es war ein betörend schöner Anblick; die Farben wirkten so kräftig, schienen fast zu leuchten: die rotbraunen Töne der Erde, das Grün der Wiesen, das Azurblau von Himmel und Wasser...es war wundervoll.

„Herzlichen Glückwunsch, Lieutenant.“, ließ sich Mendon vernehmen. „Sie haben den See entdeckt.“

„See?“, fragte Flixxo ahnungslos. „Was für See?“

„Der See, in dem wir nun die Nahrung für den abendlichen Verzehr besorgen werden.“

„Mendon will Fische fangen?“

„Exakt.“

„*Yuuppieee!* Flixxo zuerst ins Wasser! Wer als letzter am Grund angekommen tut, ist blödes Doofköbbel!...“

In der Folge sah Mendon Flixxo hinterher, wie er das Ufer hinabrannte und sich schließlich ein ausgelassenes Bad gönnte – bis der Benzite es ihm gleichtat.

„Nein, ich meine es ernst, Chell.“

Beide standen ein wenig abseits des Lagers. Soeben hatten Captain Daren, Hansen und er die letzten Zelte aufgebaut. Dann war Pedrell erschienen und hatte Chell sprechen wollen. Mitten in der abendlichen Dämmerung zeichneten sich ihre Silhouetten vor dem Hintergrund des El Capitan ab.

„Aber warum denn, Pedrell?“, fragte er seine benzite Partnerin.

„Weil ich spüre, dass ich hier nicht hingehöre.“

„Ach Blödsinn.“ Chell tätschelte ihr die Schulter. „Natürlich gehörst Du hierhin. Du gehörst doch zu *mir*. Es ist doch so, oder – wir gehören doch noch einander?“ Urplötzlich hatte Chell ein akutes Unsicherheitsgefühl befallen. Ein scheußliches Gefühl, das eigentlich gar nicht zu seinem sonstigen Gemüt passte.

„Selbstverständlich tun wir das.“, beruhigte ihn Pedrell. „Aber sieh 'mal: Das hier sind Deine Freunde. Ihr seid eine eingeschworene Gemeinschaft.“

„...mit gewissen Ausnahmen...“, brummte Chell, und er versuchte dabei, die Vorfälle des heutigen Vormittags aus seinem Gedächtnis zu streichen. Vergebens.

„Nur *ich* bin die Ausnahme.“, fuhr Pedrell fort, „und das weißt Du auch. Und deshalb werde ich den nächsten Flug nach Benzar nehmen.“

„Aber Pedrell...“, stammelte Chell.

Die schöne Benzitin schüttelte den haarlosen Kopf. Chell wusste nur allzu gut, was das bedeutete: Sie blieb hart. „Ich möchte, dass Du zuerst Deinen Urlaub verbringst. Verdientermaßen. Mit Deinen Freunden, so, wie es geplant war. Dabei darf ich Dir nicht im Wege stehen, denn es ist wichtig. Keine Sorge, ich laufe Dir schon nicht davon. Dafür hab' ich Dich viel zu gern, mein kleiner Blauhäuter mit dem großen Herz.“ Pedrell beugte sich vor und küsste ihn eindringlich, bevor er hatte reagieren können. Ihre feinen Tentakel um die Mundpartie kitzelten seine Oberlippe. Wie er dieses Gefühl doch liebte...

Als sich ihre Lippen voneinander lösten, streichelte Pedrell ihm die Wange. „Wir hören dann bald wieder voneinander...“

Chell hatte die Entscheidungen Pedrells zu schätzen gelernt. Sie war eine starke und weise Persönlichkeit, eine

anmutige Gefährtin, und er bewunderte sie, sowohl mit Seele als auch Physis.

Er beobachtete, wie Pedrell's Gestalt hinter einem Hügel verschwand. Dabei grinste er und spürte die Wärme an jener Stelle seiner Wange, wo sie ihn vorher berührt hatte. „Mein kleiner Blauhäuter mit dem großen Herz...“, brummte er. „Daran könnte man sich gewöhnen...“



:: Kapitel 2

Erster Abend

„Essen fassen!“, brüllte Bogy't und drosch mit einem metallenen Löffel auf eine Bratpfanne ein. Über den weißglühenden, säuberlich auf eine Seite des lodernden Lagerfeuers gerechten Kohlen köchelte das Abendessen in einem abgedeckten Topf vor sich hin.

Chell saß einen knappen Meter weiter und hielt sich die Hände vor die Ohren. „Ist ja gut, wir sind ja schon da. *Und* am Rande des Verhungerns.“ Neben ihm hockte Annika auf einem Baumstumpf. Gerade nahmen Daren, Mendon und Flixxo Platz. Nur Nisba stand noch, und zwar ganze zwei Meter abseits.

Bogy't ging nicht gerade davon aus, dass die Gründe für ihren grimmigen Gesichtsausdruck in irgendeiner Weise mit Gelenk- und Gliederschmerzen oder einem Muskelkater von der heutigen Kletterpartie korrespondierten, wohl eher mit ihrer üblen Laune, die sie auch im weiteren Verlauf des Tages nicht losgeworden war.

Doch der Europeaner hatte wichtigere Dinge zu tun, als sich immer noch an der Empfindlichkeit der Boritanerin aufzuhalten. Ganze drei Stunden hatte er die Anderen schon warten lassen, da er darauf bestanden hatte, das Abendessen nach altmodischer Art zuzubereiten.

Mit einem schiefen Grinsen bückte sich Bogy't zu dem abgedeckten Topf hinab; scheinbar genoss er die ungeteilte Aufmerksamkeit seines Publikums. „Meine Freunde,

Ihnen steht ein unerreichter kulinarischer Genuss bevor! *Tadaaa!*“ Schwungvoll riss er den Deckel vom Topf.

Mendon betrachtete die dampfende Masse im Innern mit leisem Misstrauen. „Eiweißsynthetisierte Konzentratmasse, Commander?“

„*Fischsuppe*, Mendon.“, verbesserte ihn Bogy't stirnrundelnd. „*Ihr* hart erkämpfter Fang von heute Nachmittag.“

„Woher haben Sie das Rezept?“, wollte Daren wissen. Sie hatte eine Decke um die Schultern geschlungen.

„Es ist von Patricia.“, erklärte er, nicht ohne einen nostalgischen Gesichtsausdruck. „Und sie hatte es von ihrem Vater, der es wiederum von seinem Vater erhalten hatte und immer so weiter. Wenn Sie also Ihre Nasen darüber rümpfen, beleidigen Sie nicht nur mich, sondern zahllose Generationen hart und ehrlich arbeitender Menschen.“

Mendon wog die möglichen Folgen ernsthaft gegeneinander ab. „Nun, in diesem Fall sollten wir wohl eine Kostprobe durchführen.“

Bogy't nickte hart. „Das will ich aber für Sie hoffen.“, sagte er. Dann schöpfte er sein Gebräu in mehrere Schüsseln und verteilte sie.

Alle um ihn herum wirkten ausgehungert und stürzten sich sofort darauf. Glücklicherweise schmeckte die Brühe auch so, wie sie roch. Während sie alle aßen, bemerkte Bogy't, wie Nisba, immer noch stehend, sie missbilligend ansah.

„Lieutenant, gesellen Sie sich doch bitte zu uns.“, sagte Daren und streckte die Hand aus, in Richtung eines freien Platzes zwischen sich und Annika.

Nisbas Reaktion bestand darin, dass sie verächtlich schnaufte und dann, ohne einen weiteren Kommentar zu verlieren, wegtrat.

Ahnungslose Blicke machten die Runde ums Feuer.

„Was ist denn mit der los?“, sagte Chell, und für einen Moment schien er sich sogar zu amüsieren.

Sogleich hatte sich der Saurianer im Kreise erhoben. „Flixo nach Cassopaia gucken.“ Daraufhin verließ er sie und ging der Boritanerin hinterher.

„Fast hätte ich das überhaupt Wichtigste vergessen.“, schnippte Daren. „Ich gehe gerade noch einmal den Tee holen.“ Sie erhob sich ihrerseits, begab sich zu ihrem Zelt.

Chell schien sich über Darens Weggang zu freuen, zog kurzerhand einen Flachmann aus der Innenseite der Jacke hervor und hob die kleine Flasche in die Runde. „Etwas Medizin?“

Bogy't schüttelte den Kopf, mit der Begründung, er habe bereits in seiner Jugend durch ein ehernes Gelübde mit dem Rauchen und Saufen abgeschlossen, Annika tat es ihm gleich.

Nur Mendon nickte und nahm den Flachmann entgegen, schraubte den Deckel ab und inhalierte vorsichtig den Duft des Stoffs. Schließlich hob er eine Braue. „Faszinierend, dieses Aroma. Sollte es mir geläufig sein?“

„Mendon,“, kicherte der Bolianer, „jetzt tun Sie doch nicht so, als wär's 'was Besonderes. Es ist eben Medizin.“

„Medizin?“, fragte der Benzite irritiert.

„Bolianischer Whisky. Na, jetzt gucken Sie nicht so belämmert drein – kosten Sie 'mal.“

Achselzuckend hob Mendon die kleine Flasche zum Mund, als Bogy't ihn bei der Schulter griff und somit vom vorschnellen Trinken abhielt. „Moment 'mal. Chell, bist Du Dir absolut sicher, dass Mendon das trinken kann?“

„Wieso denn nicht?“, stellte Chell die Gegenfrage. „Ich wüsste nicht, was ein Kerl wie er“ – er deutete auf Mendon – „nicht 'runterbekäme...“

Die Neugier schien Mendon zu überkommen, und ehe Bogy't seiner Sorge einen neuen Antrieb geben konnte,

ließ der Benzite sich bereits die ersten Tropfen von Chells ‚Medizin‘ die Kehle herunterrinnen. Er nahm zuletzt einen großen Schluck, löste den Flaschenhals schließlich von seinem Mund und schien konzentriert das Aroma erfassen zu wollen.

„Und?“, fragte Chell indes. „Wie schmeckt es Ihnen?“

„Grauenvolles Zeug, nicht wahr, Mendon.“, kommentierte Bogy’t gemäß seines antialkoholischen Linie, Annika schaute nur erstaunt zu.

„Ich...“ Mendon horchte in sich hinein, schien nach den richtigen Worten zu suchen. „...versuche noch das Grobe zu erfassen, jedoch finde ich offenbar keinen Zugang zu Ihrer ‚Medizin‘, Mister Chell.“

Chell runzelte die Stirn. „Was soll das heißen, Sie finden keinen Zugang?“ Dann blinzelte er. „Lassen Sie einfach das Feuer auf Ihrer Zunge wirken.“

Mendon reichte ihm wieder den Flachmann. „Das *ist* es ja gerade – ich vermag kein ‚Feuer‘ zu spüren.“

„Aber irgendetwas *müssen* Sie doch schmecken?“, drängte Chell nun, fast entsetzt, mit weit aufgerissenen Augen.

Mendon versuchte nochmals zu erfassen, dann schüttelte er den Kopf. „Es tut mir leid. Möglicherweise ist der Benzite Geschmackssinn für die Aromen Ihres Getränks nicht zugänglich.“

„Pfff...nicht zugänglich.“ Frustriert seufzte der Bolianer nun. „Hey, nichts für ungut Chell, aber wer diesen guten Tropfen nicht schmeckt, dem ist nicht mehr zu helfen.“ Sein Blick ging an Bogy’t und Annika. „Genauso gut könnte man das Zeug auch wegkippen. Einfach unfassbar.“

„Jetzt mach ’mal ’nen Punkt, Chell.“, mahnte Bogy’t. „Immerhin hast *Du* Mendon doch das Angebot gemacht.“

„Hast ja Recht. Hast ja Recht.“ Chell hob die Hände, eine Geste des Sich-geschlagen-gebens. „Aber hätte ich ge-

wusst, dass Benziten bolianischen Whisky genauso wenig zu schätzen wissen wie vulkanische Spitzohren, dann hätt' ich's gewiss nicht getan. Hey, Bogy't, da fällt mir ein: dreimal darfst Du raten, wen ich neulich nach Schichtende wieder mit 'ner ganzen Flasche andorianischen Brandys im Acht Vorne ertappt habe?“

„Keine Ahnung.“

„Kaum zu glauben, aber es war...“

Im nächsten Moment geschah etwas Merkwürdiges: der ansonsten stets ernste Mendon begann zu kichern. Sofort hatte sich die Aufmerksamkeit aller auf den Benziten gerichtet.

Oh, oh..., dachte Bogy't. Das erscheint mir gar nicht gut...

„Mendon, alles okay bei Ihnen?“

Der Benzite legte ein wie irres Grinsen an den Tag – etwas, das Bogy't bei ihm noch nie gesehen hatte – und sagte: „Da ich keine Erfahrung im Umgang mit alkoholischen Getränken habe, bin ich nicht imstande, das gegenwärtig Erlebte zutreffend zu artikulieren.“

„Hey, Bogy't,“, brummte Chell von der Seite, „wenn der Kerl mehr haben will – sag' ihm: Es war genug für heute.“

Währenddessen hatte sich Mendons anfängliches Kichern in ein lautes, polterndes Lachen verwandelt. Es war kaum zu glauben, doch er schien die Kontrolle zu verlieren.

Fassungslos sahen ihm Annika, Chell und Bogy't zu, bis erstere sich erhob und sagte: „Mendon, bitte beruhigen Sie sich.“

Der Benzite beruhigte sich *nicht*. Aus Gelächter wurde Hysterie. Sie beobachteten, wie Mendon am ganzen Leib zu beben begann, als erlitt er einen epileptischen Anfall. Sein Gesichtsausdruck war in einem ständigen Wandel begriffen und zeigte verschiedene Gefühle: zuerst Freude, Leidenschaft – was schon ungewöhnlich genug war für

einen männlichen Benziten –, dann Zorn, Schrecken, Hass und Sehnsucht. Die einzelnen Emotionen folgten so schnell aufeinander, dass man sie kaum voneinander trennen konnte. Dann – es kam wie aus dem Nichts – erhob sich Mendon kreischend und lief davon, mitten in den düsteren Wald hinein.

Perplex starrten sie ihm hinterher.

„Siehst Du, was Du da wieder angerichtet hast, Du Vollidiot!“, fuhr der Europeaner Chell an. „Weiß der Teufel, was Du in ihm angestellt hast. Vielleicht kommt sein Metabolismus nicht mit Deinem Whisky klar.“

Chell kaute nervös auf der Innenseite seiner Wange. „Jetzt übertreib doch nicht so maßlos, Bogy’t.“, versuchte er das Ganze herunterzuspielen. „Er ist eben ein bisschen betrunken.“

„Ein *bisschen*?!“, stöhnte Bogy’t. „Du wirst Dir sofort eine Taschenlampe holen und Mendon suchen gehen.“

„Hey, komm schon, das ist doch –...“

„*Keine Widerrede!*“, fauchte der Europeaner.

Etwas Unverständliches in seiner Muttersprache stammelnd, gab Chell schließlich nach, erhob sich und eilte los, um Mendon hinterher zueilen.

Annika und Bogy’t waren kaum ein paar Sekunden geblieben, um sich einander zuzuwenden, da erschien Captain Daren wieder. In einer Hand trug sie eine große Thermoskanne, in der anderen mehrere Plastikbecher. „Na so was.“, sagte sie, als sie wieder am Feuer Platz nahm. „Wo sind denn die Anderen nur hin?“

„Ähm...“ Ein kurzer, aber wichtiger Blickkontakt ergab sich zwischen Annika und ihm, bevor er weiter sprach. „Ja, wissen Sie, Sir...unserem Mendon war plötzlich ein wenig schwarz vor Augen. Chell begleitet ihn, er wollte ein wenig frische Luft schnappen, glaube ich.“

Skeptisch schürzte Daren die Lippen. „Aber wir *sind* doch an der frischen Luft.“

Bogy't verzog das Gesicht zu einer Grimasse und zuckte mit den Schultern. „Offenbar nicht frisch genug für einen Benziten. Sie wissen ja, wie die sind – immer ein wenig eigen...“

„Mendon? Mendon, wo stecken Sie? Jetzt kommen Sie schon wieder 'raus. Sie müssen nicht eingeschnappt sein. Sie wissen doch, dass ich's vorhin nicht so meinte. Selbstverständlich können Sie so oft Sie wollen an meinen Flachmännern nuckeln, wir sind doch Busenfreunde...aber jetzt machen Sie schon, dass Sie sich zeigen, bitte...“

Die Taschenlampe in seiner Hand war auf maximale Intensität justiert, warf einen riesigen Kegel durch das stockdunkle Dickicht des Waldes, während Chell vorsichtig einen Fuß vor den nächsten setzte.

Seit über einer Stunde war er nunmehr unterwegs, hatte aber keine Spur von Mendon gefunden. Über den Insignien-Kommunikator hatte er von Captain Daren und den anderen erfahren, dass Mendon immer noch nicht von selbst ins Camp zurückgekehrt war.

Vielleicht hat Bogy't Recht., dachte er reumütig. *Möglicherweise hab' ich Mendons Metabolismus doch ein wenig voreilig eingeschätzt...*

Er wünschte sich jetzt nur noch, dass diese Sache gut ausging und er alsbald ins Lager zurückkehren durfte. Aus seiner Kindheit waren Chell Wälder zwar immer positiv in Erinnerung geblieben, aber auch als ein Ort, an dem Geschöpfe heimisch waren, die der Fantasie entsprangen. Dazu zählte auch ein gewisser Deio, König der bestialischen Loopoo-Geister, gegen den er als kleiner Junge

stets gekämpft hatte. Gut, er war erwachsen geworden, aber es hieß doch nicht umsonst: gerade die Kindheitserinnerungen verfestigen und manifestieren sich auf Lebzeiten.

Wie dem auch sein mochte – Chells Wunsch ging glücklicherweise doch in Erfüllung. Aus der Ferne hörte er ein ungewöhnliches Geräusch, das er zunächst einem Tier zuordnete. Gegen einen stetig größer werdenden inneren Schweinehund ankämpfend, bahnte Chell sich seinen Weg voran...

...und realisierte schließlich, dass es sich nicht um ein Tier, sondern um das Schniefen und Schluchzen einer Person handelte. Welche Irre konnte sich schon beinachte hier herumtreiben, bestand doch wenig Zweifel, dass er endlich sein vermisstes Schaf gefunden hatte.

Tatsächlich, Mendon kauerte an einem umgestürzten Baum und – nein, da konnte etwas nicht richtig sein – er weinte. Im fahlen Schein der Taschenlampe erkannte Chell es nicht ganz, aber die Augen des Benziten muteten verquollen an, glänzende Feuchtigkeit erstreckte sich auf seinen Wangen.

„Mendon...hey, Mendon...“ Chell ging nun vor seinem Freund in die Hocke und klopfte ihm auf die Schulter. „Sie haben uns allen 'nen Todesschrecken eingejagt. Sagen Sie – was ist nur los mit Ihnen?“

Der Benzite schluchzte. „Ich bedaure, dass ich Ihnen Sorgen bereitete. Allerdings gehört es sich nicht für einen männlichen Benziten, in der Öffentlichkeit Emotionen zu zeigen.“

„Also haben Sie plötzlich einen unkontrollierbaren Drang gespürt, Ihre Emotionen ausleben zu müssen...“, mutmaßte Chell. „Wieso?“

Mendon wischte sich einige Tränen fort. „Es muss an Ihrem Getränk gelegen haben, Mister Chell. Irgendeine

Substanz, die sich auf meine Physis auswirkte... Ich vermag keine andere Erklärung dafür zu finden. Versprechen Sie mir, dass Sie es niemandem erzählen werden; zu Ihnen habe ich vertrauen...“

„Ich verspreche es, mein Freund.“

Der Benzite klang so gerührt wie noch nie. „Damals, auf der *Cologne*, vor meiner Versklavung durch das Vol'undrel-Konsortium...“, fing er an. „Ich verlor jemanden, den ich...“ Er schluckte. „...den ich geliebt habe.“

„Geliebt? – Sie?“ Chell war mehr als überrascht. „Aber davon haben Sie mir nie etwas erzählt.“

„Aus gutem Grunde.“, rechtfertigte sich Mendon. „Es hätte mich zu sehr davon abgehalten, den Verhaltensweisen zu entsprechen, die man von einem männlichen Benziten erwartet. Es hat mich...verletzt.“

„Wollen Sie mir davon erzählen?“

„Normalerweise“, setzte der Benzite an, „pflege ich meine intimen Erfahrungen nicht mit Anderen zu teilen. Aber Sie sind neben Pedrell die einzige Person, die mir wirklich nahe steht...und die Situation ist auch nicht gewöhnlich.“ Auf Mendons Antlitz zeichnete sich ein vorsichtiges Lächeln ab. „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir zuhörten.“

„Alles, was Sie wollen.“, versprach Chell. „Doch zunächst lassen Sie uns ins Lager zu den Anderen zurückkehren. Die machen sich bestimmt schon Sorgen um uns.“

„Einverstanden.“



:: Kapitel 3

Erste Nacht

Der erste Abend war nicht so vergangen, wie er geplant worden war. Mendon und Chell waren erst spät in der Nacht aus dem Wald zurückgekehrt, was den Captain, Bogy't und Hansen fast die ganze Zeit über alleine gelassen hatte. Nicht zuletzt, da Nisba und Flixxo sich abgesondert hatten.

Nun war es bereits vier Uhr am Morgen, und jedermann hatte sich in sein Zelt zurückgezogen.

Jedermann außer Nisba und Flixxo. Sie hatten stattdessen beschlossen, die große Wiese in der Nähe des Camps aufzusuchen und sich beim Beobachten der Sterne zu unterhalten.

Nisba spürte bereits die Müdigkeit, die immerzu schwerer auf ihren Lidern wurde. Trotzdem war sie nicht bereit, einfach so einzuschlafen. Sie wusste den großen Saurianer neben sich im hohen Gras sitzen, berührte ihn an der Pfote, um die Aufmerksamkeit wieder auf sich zu ziehen.

„Wer bin ich, Flixxo?“

Flixxo grinste. „Du Cassopaia bist.“, sagte er wie selbstverständlich. „Große Fürstin und Respektperson. Und alerbesterbeste Freundin von Flixxo.“

Nisba lächelte geschmeichelt. „Ich danke Dir. Aber jetzt 'mal ehrlich – ich meine was bin ich?“

„Warum Cassopaia Flixxo so was koi-koi-Komisches fragen tut?“

„Um ehrlich zu sein,“, erklärte Nisba, „weil ich an einem Punkt angelangt bin, wo ich nicht mehr weiß, ob es richtig war, wieder in die Sternenflotte zurückzukehren. Sieh Dir doch nur an, wohin mich die Raumflotte gebracht hat: doch nur weg von Borita. Stattdessen lasse ich mich von *Männern* zum Narren halten.“ Säuerlich gingen ihre Gedanken an die Kletterwette um das Besteigen des El-Capitan zwischen Bogy't und Mendon.

„Cassopaia immer so koi-koi-ernst.“, meinte der Saurianer. „Wenn Flixxo nachdenken tut, dann Flixxo sich erinnert, dass Cassopaia 'mal gewesen ganz anders. Lustig, nicht schlecht gelaunt.“

Nisba seufzte, senkte dabei ihre pelzigen Ohren. „Guter Laune sind nur diejenigen,“, brummte sie schwermütig, „die nichts von sich selbst verloren haben, mein alter Freund.“

„Was Cassopaia meinen?“

Die Boritanerin dachte kurz darüber nach. Dann lächelte sie Flixxo entgegen. „Hab' ich Dir je erzählt, wie ich Fürstin auf Borita wurde?“

Der Saurianer schüttelte den ellipsenförmigen Kopf. „Das soll heißen, Cassopaia noch 'ne Überraschung für Flixxo hat?“

„Am besten, Du entscheidest das selbst, mein Weggefährte. Am besten, Du entscheidest das selbst...“

Sie zögerte und dachte darüber nach, wo sie anfangen sollte. Ihr Blick glitt zum Nachthimmel mit zahllosen Sternen empor – einer davon war vielleicht sogar der Orion –, und plötzlich formte sich ein Bild vor ihrem inneren Auge.

Ich möchte...dort hin.

Seit wie vielen Jahrzehnten hatte sie sich nicht mehr an jenes Erlebnis erinnert?

Cassopaia Nisba wusste jetzt, dass es den Beginn ihrer Geschichte markierte. „Mit gerade einmal vierzehn Jahren

unternahm ich zum ersten Mal einen Flug durch die Schluchten des boritanischen Kontinents Gah–Garillor...”



:: Kapitel 4

Cassopaia Nisba: Determinanten eines Werdegangs

Mit gerade einmal vierzehn Jahren – was nicht einmal einem Fünfzehntel des durchschnittlichen Lebens einer Boritanerin entsprach – unternahm die junge Cassopaia Nisba, Tochter der einflussreichen Fürstin Aldania, zum ersten Mal einen Flug durch die Schluchten von Gah–Garillor.

Ursprünglich war es nicht ihre Idee, sondern die ihrer besten Freundin Meriil Lavo gewesen, einen Atmosphärenleiter zu nehmen und einen Ausflug zur südlichsten Spitze des boritanischen Kontinents Garillor zu wagen.

Bei allen anderen Völkern der Galaxis, dessen war sich Cassopaia sicher, wären die Eltern nicht so ohne weiteres einverstanden gewesen, ihre Kinder einfach sich selbst zu überlassen. Allerdings war die auf Borita vorherrschende Situation eine völlig andersartige: Hier regierte die Frau, und zwar die Frau *alleine*. Männer waren lediglich als Nutztiere von Bedeutung, und das höchste und einzige Privileg, dessen sich ein Mann auf Borita erfreuen durfte, war, sich mit einer reichen, gütigen Fürstin einzulassen und seine Samen beim Zeugungsakt zum Besten zu geben. In den fürstlichen Familien wurden die Jungen sofort ertränkt – was auch unweigerlich die Hinrichtung des Mannes zur Folge hatte –; hatte dieser allerdings Glück und ein starkes, gesundes Mädchen kam dabei hervor, so durfte er darauf hoffen, bis ans Ende seines Lebens in den Status

eines ‚fürstlichen Sklaven‘ erhoben zu werden – was ihm gewisse Rechte und Vorteile einbrachte.

All diese Dinge bedeuteten unweigerlich, dass von einem Mädchen auf Borita erwartet wurde, möglichst rasch erwachsen zu werden und Verantwortung zu übernehmen. Ganz abgesehen davon hatte weder Meriils noch Cassopaias Mutter die Zeit gehabt, um von der Aktivität, der ihre Töchter heute nachgingen, erfahren zu können.

Damit war dieser Ausflug für Cassopaia unterm Strich ein Abenteuer und Nervenkitzel der ganz besonderen Art auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Unter ihnen, in etwa sechzig Metern Tiefe, glitt die karge Felslandschaft Gah–Garillors vorbei. Die Sonne stand im Zenit, aber eine kühle Brise sorgte dafür, dass die Hitze nicht Überhand nahm. Cassopaia kannte nur das Klima von Borita, das seinerseits sehr viel mit der Natur einer Boritanerin konform ging: Es war mächtig – manchmal fast zu mächtig – und recht eigenwillig. Unvorhersehbar. Auf erdrückend schwüle Sommer folgten eiserstarre Winter. Jedoch nicht immer: Manchmal, so schien es, zeigte Borita Gnade. Aber das kam nur selten vor. Cassopaia hatte sich des Öfteren gefragt, wie wohl die Naturen anderer Welten aussehen mochten, bewohnt von anderen Völkern. Sie wusste es nicht. Einer Sache jedoch war sie sich ziemlich sicher: Nirgends im Universum gab es einen herrlicheren Ort als Borita Prime, das sie mit seiner widerspenstigen Schönheit auf ewig in Beschlag genommen hatte – der Stern, an dem ihr Herz und ihre Seele wurzelten.

Das Gefährt, in dem sie saßen, wurde – so entsann sie sich vage – Atmosphärenleiter genannt. Es war ein Zweisitzer und zeichnete sich durch jeweils eine große, geschwungene Tragfläche an beiden Seiten der Steuerkapsel aus, sowie durch ein Repulsoraggregat, das sie vom Boden

fernhielt und eine Heckdüse, mit der man Schub geben konnte.

Seit Meriil und sie einen der unzähligen Atmosphären gleiter aus einem Hangar am fürstlichen Hofe von Cassopaia's Mutter genommen hatten, konzentrierte sie sich lediglich auf die Grundfunktionen des Gefährts – Start, Aufstieg, atmosphärischer Flug, Gleiten... Es hatte sich als recht simpel herausgestellt, das Vehikel zu bedienen.

Erst jetzt fiel Cassopaia ein, dass sie gar keine Ahnung hatte, wie sie landen sollte. Na ja, es würde schon klappen. Sie waren in die Lüfte aufgestiegen – irgendwie würden sie auch schon wieder herunterkommen.

Du musst nur den Optimismus zeigen, der Dir zusteht, meine sehr junge Cassopaia., sagte Aldania gelegentlich. *Den Optimismus einer künftigen Fürstin. Dann bekommst Du alles, was Du willst.*

Sie wollte ihrer Mutter entsprechen.

Eine knappe Stunde später lagen Meriil und Cassopaia Kopf an Kopf auf einem weiten Feld und beobachteten den Sonnenuntergang. Der Atmosphären gleiter stand einige zig Meter abseits.

Beide blickten sie hinauf gen Himmel, wo sich eine klare Sternennacht abzuzeichnen begann. Ein riesiges, wunderbares Gestirn voller mannigfaltiger Nebel und Lichter.

„Eines Tages,“, seufzte Meriil mit Sehnsucht in der kindlichen Stimme, „da werde ich eine große Fürstin sein, genau wie meine Mutter. Ich werde ihr Werk fortsetzen und noch mehr Männer unterwerfen. Und dann werde ich irgendwann eine große Statue von mir bauen lassen, die alle an meine Taten erinnern soll. Was ist mit Dir, Cassopaia?“

Cassopaia schaute jetzt genau hin. Dort draußen war ein Nebel, von dem sie sich zu erinnern glaubte, dass man ihn Orion nannte. Urtümliche Gewalten...entfesselt und doch

wunderschön. Unergründlich in letzter Konsequenz. Sie hatte in der fürstlichen Privatschule gelernt: Aus Materie wie dieser wurden Sterne geboren, indem Gravitation und andere Kräfte auf die mikroskopisch kleinen Partikel einwirkten, aus denen die Wolke bestand. Die winzigen Staubteilchen zogen sich zusammen, bildeten Schichten, nahmen rohe Formen an; schließlich wandelten sie sich in einer plötzlichen Explosion, der Mikrosekunde einer Sternengeburt, in Licht und Energie um.

„Ich möchte...“ Cassopaia hob den Finger, zeigte auf den Orion. „...*dort* hin.“

„*Wohin?*“, fragte Meriil verwundert.

„Auf diesen *dort*.“, wiederholte Cassopaia. „Und nachher vielleicht auf diesen. Da draußen wird's einem bestimmt nie langweilig. Es ist doch möglich, dass es dort draußen noch viel mehr zu entdecken gibt als unsere Raumfahrerinnen bislang kennen.“

Meriil kicherte ein wenig spöttisch. „Aber Cassopaia...es geht doch nicht darum, ob es möglich ist, sondern ob es *nötig* ist. Es ist nicht nötig. Nötig ist nur eines: Borita. Borita muss wachsen, Borita muss kräftig sein für die Zukunft. Nur *unsere* Gesellschaft zählt, Cassopaia. Was kümmern uns Andere?“

Doch Cassopaia glaubte, es besser zu wissen. „Wir könnten voneinander lernen. Und daraus eine bessere Welt erschaffen. Für alle besser meine ich.“

„Was redest Du da, Cassopaia.“, murmelte Meriil mit Befremdung in der Stimme. „*Borita* ist die *allerbeste* Welt. Das Maß der Dinge, sagt meine Mutter immer. Du solltest an Deine Zeit als Fürstin nachdenken, nicht über so belanglose Dinge wie die Erforschung des Weltraums.“

Doch Cassopaias Herz schlug im Kern nicht für Borita. So war es noch nie gewesen. Sie war Boritanerin, ja, und das würde sie immer sein – aber was noch mehr?

Ihr Herz schlug für das Unbekannte da draußen, jenseits des Gestirns. Ihr Inneres sprühte vor Aufbegehren, strebte nach Erkenntnis. Cassopaia war der Zweifel lieber als die unabdingbare Gewissheit. Sie war sicher, diese Eigenschaft niemals zu verlieren. Denn sie war anders. Freiheit war für sie das Ergründen des grenzenlosen Mysteriums des Alls, nicht die Sicherheit ihrer fürstlichen Zukunft auf Borita.

Aber mit wem sollte sie hier ihren Traum teilen? Nicht einmal Meriil – ihre allerbeste Freundin – war für ihn empfänglich.

Von diesem Zeitpunkt an zeichnete sich ab, dass Cassopaia eine Einzelgängerin war und bleiben würde.

Und was auch geschah...sie wollte sich nicht mehr beruhigen...

Fast wären die beiden Mädchen eingenickt, da drang ein schrilles Synthetikgeräusch an Cassopaias Ohr.

„Hast Du das gehört?“

„Was denn?“, fragte Meriil.

„Das Geräusch kam aus dem Gleiter.“

Sogleich erhoben sich beide und kehrten zum Atmosphärenleiter zurück, wo Cassopaia im Cockpit eine rote Leuchte erkannte. Jemand versuchte Kontakt zu ihnen herzustellen.

Sie aktivierte den KOM-Kanal, und Cobait Lortz, einer der privilegierten männlichen Sklaven ihrer Mutter, erschien auf dem kleinen Display.

Zuerst nahm Cassopaia an, jemand würde ihr nun doch noch Probleme wegen ihres ungenehmigten Flugs bereiten. Doch es kam anders.

[Lady Cassopaia,] sagte Lortz, [es ist etwas Schreckliches vorgefallen. Es geht um Eure Mutter...]

Aldania, die mächtige Fürstin Boritas, war im Schlaf ermordet worden. Hinterhältig und skrupellos war ihrem Leben ein vorschnelles Ende gesetzt worden. Und zwar von einem Mann.

Warum hatte er das getan? Warum hatte er das Vertrauen als hoftreuer Angestellter missbraucht, das man ihm geschenkt hatte?

So schnell konnten sich die Träume eines Kindes verändern, sie wurden einfach der Realität unterworfen, die viel grausamer und komplexer und doch letzten Endes viel zu primitiv war, um die kindliche Naivität zu bewahren. So war das schon immer gewesen, und zwar nicht nur auf Borita.

Mit gerade einmal fünfzehn Jahren erbte Cassopaia Titel und Gut ihrer Mutter, die sie kaum gekannt hatte. Ihre bislang unversengte Jugend riss ab – so, wie ein Seil plötzlich riss und den Bergsteiger abstürzen ließ – und auf anfängliche Irritation und Hilflosigkeit, auf Trauer und Furcht folgte, nicht zuletzt durch den Druck ihrer Großmutter, Zorn. Die alte Peelopa wusste sehr genau, wie sie ein junges Kind, welches unverhofft die Rolle einer Fürstin einnehmen musste, zu führen hatte. Gezielt fütterte Peelopa Cassopaia mit Informationen, wonach Aldanias Mörder Mitglied einer Sekte gewesen war, die kein minderes Ziel habe als den Umsturz der matriarchalischen Strukturen auf Borita.

Zum ersten Mal in ihrem Leben lernte Cassopaia – und zwar für den Preis ihrer kostbaren Träume –, was es wirklich bedeutete, zu hassen.

Und mit ihrem Hass begann auch eine Zeit großer Verwerfungen für Borita.

Die nächsten sieben Dekaden verbrachte die herangereifte Fürstin Nisba zusammen mit Meriil Lavo, die später auch Fürstin geworden war, damit, die untereinander teils

zerstrittenen matriarchalischen Fürstentümer ihrer Welt zu einen. Ihr gelang etwas, das noch niemandem zuvor ge-
glückt war. Die Herrscherinnen Boritas wuchsen zu einem
mächtigen Föderalstaat zusammen, der sich auch und vor
allem ein Ziel setzte: Die noch wilden Horden von Männern
zu finden, sie mit ihren Heeren von leibeigenen Kriegeren zu
besiegen und in den boritanischen Staatsapparat als Sklaven
zu integrieren. Es funktionierte, die gesellschaftlichen
Inseln auf dem Planeten, wo Männer noch autark waren
und nach Gleichberechtigung strebten, verschwanden.
Und wann immer es zu Kontroversen oder gar Rivalitäten
unter den Fürstinnen kam, brauchte Nisba nur auf die Ge-
schichte – oder sollte man besser sagen: Legende – vom
Tod ihrer Mutter zurückzugreifen. Aldania war mit ihrer
Ermordung zu einer Märtyrerin geworden, zu einem Zei-
chen, das ihre Tochter geschickt für ihre Ziele einzusetzen
lernte. Je öfter sie dies tat, desto weniger lief der Föderal-
staat Gefahr, instabil zu werden. Die Kulturrevolution und
das Matriarchat siegten, und zwar mit einer Gnadenlosig-
keit, wie sie Nisba auch mit dem Tod ihrer Mutter überfal-
len hatte.

Nisba war Vordenkerin und Instrument in einem gewor-
den, und nichts außer der boritanischen Kultur interessierte
sie mehr.

Die Gesetze gegen Männer wurden verschärft. In einer
der vielen Strukturreformen des Strafgesetzes hieß es ir-
gendwann sogar, dass alleine verdächtiges Verhalten ei-
nes leibeigenen Mannes gegenüber seiner Fürstin – dies
konnte bereits über einen zweifelhaften Blick begründet
werden – dessen sofortigen Tod und den seiner Familie
und Angehörigen zufolge haben dürfe.

Als Boritas Raumfahrt weit genug entwickelt war – Fürstin
Nisba hatte inzwischen das Alter von neunzig Erdenjahren
erreicht – ergab sich ein erster Zusammenstoß mit einer

friedlich gesonnenen Institution namens Föderation. Da die boritanische Medizin außerordentlich hoch entwickelt war, ergab sich rasch ein ausgesprochen lukrativer Handel mit der Föderation, auf die auch andere Mächte folgten. Der Druck auf die Sklaven in den Fabriken musste abermals erhöht werden, denn es trat ein Zeitpunkt ein, da waren Rationalisierung und eine Erhöhung der Zumutbarkeitskriterien für die Männer die einzige Möglichkeit, damit Boritas Anteil am intergalaktischen Pharma- und Medizinmarkt weiter wachsen konnte.

Alle Dinge, die sich um Borita drehten, spannen sich nach dem roten Faden, welchen Nisba und ihresgleichen konzipiert hatten. Doch Veränderungen sind oft nicht hart, sondern weich, im Anfang kaum erkennbar, manchmal reichen schon ein paar Worte, um ein Konstrukt ins Wanken zu bringen – erst recht, wenn die Überzeugung von diesem Konstrukt in erster Linie durch Zwang begründet wird.

Gerade hatte Nisba ihren hundertsten Geburtstag hinter sich, da tauchte eine neue Beamte an ihrem Hofe auf. Sie hieß Illana Péjol und verrichtete ihre Dienste als Verwalterin der lokalen Felder rund herum um Nisbas fürstlichen Hauptsitz.

Zuerst glaubte Nisba, in Péjol die perfekte Frau für den Job gefunden zu haben, tat sie doch eine hervorragende und fleißbesetzte Arbeit. Doch dann, eines Tages, zog sie ihren Ärger auf sich. Es hatte alles damit angefangen, dass Péjol einem siebzehnjährigen Sklavenjungen, der ein boritanisches

Wolloc-Huhn aus den fürstlichen Gehegen entwendet hatte und dafür zum Tod bestraft worden war, die Freiheit geschenkt hatte. Nisba war ausgesprochen entsetzt über diese Tat durch ihre Verwalterin, die sie selbstverständlich sofort zur Rede stellte. Péjol erzählte ihr, der Junge habe

seiner hungernden Familie lediglich helfen wollen. Diese Aussage machte Nisba umso wütender über Pėjols Handeln, implizierte sie mit jener Rechtfertigung doch, dass die Sklaven in den Gefilden der hohen Fürstin Nisba nicht genug zu essen bekamen.

Völlig ungehalten über den Vorfall erteilte Nisba ihrer Verwalterin den Befehl, beim nächsten Mal nach Gesetz und Sitte hart durchzugreifen. Es gehe schließlich nicht, dass die Disziplin und die fürstliche Autorität im Verständnis der Sklaven unterminiert wurden.

Sie hätte nicht gedacht, dass Pėjol auf dieses Machtwort hin noch zu einer Erwiderung ansetzen würde, doch so war es. „Meine Gebieterin, wer sind wir, davon auszugehen, die Gesellschaft, an deren Spitze Ihr steht, würde auf ewig existieren. Wer die Dynamik verkennt, verkennt die Grundlage allen Lebens.“

Nichts weiter. Nisba war verwundert über die Selbstsicherheit, mit der Pėjol ihr gegenübergetreten war.

In den nächsten Wochen und Tagen war es zu keinem Tabubruch seitens Pėjol mehr gekommen. Aber für Nisba, die sie von nun an stets im Auge behielt, war es offenkundig, dass Pėjol gesetzliche Grauzonen ausnutzte, um Sklaven zu begünstigen. So zum Beispiel ließ sie die Leibeigenen in ihrem Distrikt – im Gegensatz zu anderen Verwaltern – nur solange wie unbedingt nötig auf den Feldern schuften und fasste die Arbeitspläne so ab, dass ältere und gesundheitlich angeschlagene Männer deutlich entlastet wurden. In diesem Rahmen, im Freiraum also, den ihr das berufliche Spektrum bot, machte sie mit dem, was ihre Fürstin überaus erregt hatte, weiter. Zweifellos.

Nisba hätte Pėjol jederzeit entlassen können, doch spürte sie, wie sich die Erregung, die sie ursprünglich empfunden hatte, zu wandeln begann: Pėjol war interessant für sie geworden. Warum? Aus einem simplen Grunde: Welche Bori-

tanerin konnte schon von sich behaupten, dass sie Männer bei jeder sich bietenden Gelegenheit schonte? Die Fürstin wollte erfahren, welche Beweggründe es waren, die Péjol so handeln machten. Dann konnte sie mit ihr immer noch verfahren, wie es ihr beliebte. Sie konnte sie immer noch entlassen und eine andere Verwalterin für die Sklaven in diesem Distrikt einstellen.

So ergab es sich eines Abends, dass Nisba Péjol wieder aufsuchte. Letztere blickte dem Sonnenuntergang entgegen, dessen sanftes Zwielflicht über die schier endlosen Morgen bestellter Felder glitt.

„Eine Qualitätsanalyse hat ergeben,“, sagte Nisba, und Péjol erschrak im ersten Moment, weil sie sie nicht hatte kommen hören, „dass die Sklaven in Ihrem Distrikt hinter der zu veranschlagenden Produktivitätssteigerung von drei Komma acht Prozent zurückgeblieben sind. Bitte erklären Sie mir das.“

Péjol gewann in Kürze ihre Fassung und stand der Fürstin Rede und Antwort. „Ich habe einigen Älteren im dritten Bereich, die sich mit der Veloucs–Grippe infizierten, die Arbeit erlassen. Sie müssen sich regenerieren und dann werden sie die angestrebte Produktivitätssteigerung erbringen. Bei allem Respekt, meine Gebieterin, ich habe nichts getan, das gegen die Regel war.“

„Das habe ich auch nicht gesagt, Verwalterin Péjol.“, stellte Nisba klar. „Doch ich würde lügen, würde ich behaupten, seitdem Sie für mich arbeiten hätte sich rein gar nichts geändert.“

„Wie bitte darf ich das verstehen, meine Gebieterin?“

Nisba machte eine Runde um ihre Gesprächspartnerin, ihre Absätze fanden Widerhall auf dem marmorierten Boden der gigantischen Terrasse des Palastes. „Sie haben sich bei den Sklaven einen Namen gemacht.“, sagte sie. „Ich vage es kaum, das Wort in einem solchen Zusammenhang zu

nennen, doch man könnte fast schon meinen, sie seien...*populär*. Ich weiß von den Geschenken, die die Leibeigenen Ihnen zum Geburtstag gemacht haben. Die Sklaven in den anderen Distrikten unter der Aufsicht anderer Verwalter würden sich glücklich schätzen, unter Ihren Fittichen arbeiten zu dürfen.

Und nun, meine verehrte Péjol, beantworten Sie mir eine simple Frage: Warum? – warum begünstigen Sie diese... *Männer?*“

Im ersten Augenblick beschlich Nisba das Gefühl, sie hätte Péjol endlich einmal eine Frage gestellt, in deren Fängen sie sich verhedderte. Doch diese Gefahr hatte dieses Mal genauso wenig bestanden wie bei ihrer letzten Kontroverse. „Ich begünstige niemanden.“, entgegnete die Verwalterin abschmetternd. „Ich bin ebenso von den Idealen der britischen Kulturrevolution überzeugt wie Ihr, meine Gebieterin. Einen Unterschied gibt es allerdings zwischen uns beiden: Ihr steht hinter diesen Idealen, weil Ihr von ihnen abhängig seid. Sie stellen eine Art Selbstschutz für Euch dar. Ich hingegen glaube tatsächlich an sie.“

Nisba wurde zornig. „Sie wissen, Verwalterin, dass ich Sie für diese ruchlose Bemerkung sofort entlassen könnte.“

„Bei allem Respekt, Gebieterin. Ihr tut es aber nicht, weil Ihr ganz genau wisst, dass ich mit dem, was ich sage, Recht habe. Ich habe Euren Werdegang studiert. Der Tod Eurer Mutter hat Euch schwer zugesetzt, aber Ihr ward einst anders, nicht wahr?“

Nisba spürte, wie sie die Kontrolle über dieses Gespräch verlor. Oder hatte sie sie bereits verloren?

Die Fürstin stellte sich unmittelbar neben Péjol und blickte jetzt ebenfalls hinaus auf vom Abenddämmerung und Wind gesäumte Felder. Es war ihr unangenehm, den Blickkontakt aufrechtzuerhalten. „Was wisst Ihr schon davon, wie ich einst war?“

„Ich kann *zwischen* den Zeilen lesen, meine Gebieterin.“, antwortete Pélol entschlossen. „Aber ganz abgesehen davon trägt Ihr Eure Verlustängste mit Euch herum, als wären Sie ein Ausstellungsstück.“

„Jetzt *reicht* es aber!“

„Warum quält Ihr diese Leute unnötig, Fürstin?!“, rief Pélol, und sie gestikuliert dabei, zeigte hinaus auf einige Sklaven, die sich gerade im Gänsemarsch in ihre bescheidenen Hütten aufmachten. „Warum lasst Ihr sie permanent mit jeder Faser ihrer Existenz dafür büßen, dass sie ehrfürchtig die Stellung in diesem ganzen Unterfangen einnehmen, die für unsere Gesellschaft richtig und wichtig ist?“

„Sie sind *Männer*.“, knurrte Nisba ungehalten. „Was sollte ich anderes mit Ihnen tun?“

„Ganz einfach, meine Gebieterin: ihnen das Gefühl geben, Teil von etwas Großem zu sein.“ Ein Funkeln in Pélols Augen. „Wenn die Männer ein Gefühl dafür bekommen, dass sie nicht bloß Abschaum sind, sondern von uns gebraucht werden, dann – nur *dann* wird diese Gesellschaft zukunftsfähig sein. Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vor einiger Zeit sagte, Fürstin? Von der Verkennung gesellschaftlicher Dynamik? Hier beginnt sie. Hier beginnt Ihr Trugschluss. Macht so weiter und Borita wird schon in wenigen Dekaden im Ruin liegen.“

Als sie die Worte ausgesprochen hatte, verschwand Pélol von der Seite ihrer Fürstin. Frei von Angst. Frei von Reue. Sie hatte nichts zu befürchten. Denn Pélol hatte mit allem, was sie gesagt hatte, Recht.

Nisba verstand: Längst ging es nicht mehr um die Etablierung des Matriarchats, um die Bodenkämpfe, die letzten Wilden in die boritanische Zivilisation zu integrieren. Jetzt ging um etwas völlig Anderes: Wer nicht an diese Welt glaubte, sondern sich nur im Schein ihrer Fassade schönte, der würde sie dem Untergang preisgeben.

Doch wie wendete man ihn ab, den Untergang Boritas?

— — —

Etwas im Verhältnis zwischen einer Fürstin und ihrer Untergebenen wandelte sich. Die Abhängigkeiten tauschten zusehends. Einfluss, Macht und Reichtum spielten keine Rolle mehr in dieser Relation, sie waren vollkommen überflüssig.

Péjol wurde zur Lehrerin, Nisba zur Schülerin.

Und sie lernte. Sie lernte wieder, was es hieß, Träume zu haben.

In ihren unzähligen Gesprächen mit Péjol, die sie in den Rang ihrer rechten Hand erhob – und zwar über *alle* Territorien ihres Fürstentums –, erwachte die Fantasie eines jungen Mädchens wieder zum Leben. Eines Mädchens, das anders gewesen war.

„Was soll ich tun, um der gesellschaftlichen Dynamik Rechnung zu tragen?“

„Lasst Euch auf neue Möglichkeiten ein, Fürstin. Auf neue Formen der Existenz. Und lernt von Ihnen.“

„Wie soll ich das machen?“

„Es ist simpel. Geht zurück, bis zu einer Zeit, da Ihr keine Hürden und keine Ängste verspürt habt. Bis zu einem Moment, da Ihr Euren Weg ganz klar gesehen habt.“

„Ich...ich wollte zu den Sternen reisen...“

„Ja, und es ist noch nicht zu spät dafür. Reisen Sie, Fürstin. Reisen Sie und lernen Sie von den Sternen.“

— — —

Kurz bevor sie ihre Reise antrat, notierte Cassopaia Nisba, mächtige Fürstin von Borita und Schrittmacherin des Matriarchats, in ihr Tagebuch:

Ich habe jetzt die Wahl, entweder ein Opfer meiner Welt zu sein oder eine Abenteuerin auf der Suche nach ihrem Schatz. Es ist alles nur eine Frage, wie ich mein Leben angehe. Wenn ich jemandem treu sein muss, dann in erster Linie mir selbst. Ich muss erst einmal die mittelmäßigen Lieben satt haben, die mir bislang über den Weg gelaufen sind, um mich dann auf die Suche nach der wahren Liebe – was immer die sein mag – zu begeben. Viel Lebenserfahrung habe ich nicht, aber eines weiß ich: Dass man nichts besitzen kann, alles ist Illusion – sowohl materielle wie spirituelle Güter. Wer schon einmal etwas verloren hat, von dem er glaubte, er würde es nie verlieren, weiß am Ende, dass ihm nichts gehört. Und wenn ich nichts besitze, muss ich auch meine Zeit nicht damit vergeuden, mich um Dinge zu sorgen, die mir nicht gehören; es ist besser, ich lebe jeden Tag, als wäre er der erste oder letzte meines Lebens...

— — —

Mit einhundertsechzehn Erdenjahren stand Fähnrich Cassopaia Nisba im Hauptquartier der Sternenflotte und hielt ein Schreiben in der Hand, das sie darüber in Kenntnis setzte, dass sie die Akademie erfolgreich – und zwar mit Bravour – absolviert und in Kürze einen Transfer auf ein Raumschiff mitmachen werde.

Sie war die erste Boritanerin in der Sternenflotte, und es hatte ihr erhebliche Mühen bereitet, sich gegen den Widerstand ihrer Großmutter sowie den ihrer besten Freundin, Meriil Lavo, zu behaupten.

„Was hast Du in dieser Föderation nur verloren, Cassopaia?“, hatte Meriil protestiert, bevor Nisba Borita vor vier Jahren verließ, in einer letzten Aufwendung, sie von ihrem

Vorhaben abzubringen. „Borita braucht Dich, Du darfst es nicht einfach so im Stich lassen.“

Nein, Nisba wusste, was hier auf dem Spiel stand. Sie war sich dessen gewahr, dass Meriil sie nicht verstehen würde. Die Verantwortung um Boritas Zukunft hatte sie ganz allein auf ihren Schultern zu bürden. In gewisser Weise war das auch gut so, konnte sie sich doch auf zwei Fronten konzentrieren : Ihre Suche nach – was immer es war, um Borita eines Tages wohlger dadurch zu erretten und sich selbst, die Neugier und die Lust auf das Unbekannte – Eigenschaften, die Péjol in ihr wieder zum Leben erweckt hatte.

Nisba war sich sehr wohl dessen im Klaren, dass beide Fronten miteinander in Korrespondenz standen. Denn in beiden Fällen ging es um Dynamik, um die Suche nach Neuem.

Sie war stolz auf sich, eine Art Pionierrolle für ihr Volk einnehmen zu dürfen, indem sie in der Föderation und außerhalb Ausschau halten würde, um Dinge zu finden, die zur Verbesserung und Vitalisierung der boritanischen Kultur beitragen mochten. Zur richtigen Zeit.

Freilich war es selbst für Nisba eine Überwindung gewesen, in der Sternenflotte anzufangen, und zwar als kleinstes Glied der Kette – was völlig im Kontrast zu den Ansprüchen stand, die eine boritanische Fürstin normalerweise stellte. Aber dieser Preis war hinnehmbar, verglichen mit den Herausforderungen, die jetzt auf sie warteten. Bei der Wahl hinsichtlich ihres Fachbereichs hatte es keine langen Überlegungen gegeben – Nisba hatte sich auf Boritas Stärken besonnen, Medizin, wovon sie bereits in ihrer Zeit als Jugendliche viel Fachwissen anzubieten hatte. Im Laufe ihrer Akademiezeit war sie mit zahlreichen anderen Behandlungsmethoden und technischen Entwicklungen konfrontiert worden, und dies steigerte in ihr den Wunsch,

Wissen und Erfahrung für ihre Leidenschaft – und von nun an ihren Beruf – zu mehren.

Bevor es zur ersehnten Versetzung auf ein Raumschiff kam, wurde Nisba verpflichtet, an einer zweiwöchigen medizinischen Fortbildung für angehende Ärzte der Sternenflotte zu partizipieren. Der Veranstaltungsort lag im Ale-ceta-System, nahe der romulanischen Grenze, und zwar auf einer gigantischen Raumstation namens Sternenbasis 10.

Es war das erste Mal für sie, dass sie sich so weit abseits der Erde aufhielt, wo sie die vergangenen vier Jahr verbracht hatte.

Das weitaus Wichtigste aber war: Cassopaia Nisba hätte *frei* sein können, frei wie ein Adler, der die Schwingen ausbreitete und sich nach Belieben eigene Ziele setzte. Sie hätte endgültig Abschied nehmen können vom Schmerz und der Einengung der Vergangenheit.

Péjol hatte in ihr das Interesse ihrer Kindheit an der „neuen“ Welt wieder zum Leben erweckt...aber selbst das wäre niemals genug gewesen, um aus dem Schatten der eigenen Erfahrung und der eigenen Kulturumklammerung hervorzutreten und sich selbst zu leben – wäre es nicht zu einer Begegnung gekommen, die das Potential hatte, sie von Grund auf zu ändern.

Er hieß Tandiem und war wie sie ein Fähnrich der Medo-Abteilung, welcher an der Fortbildung partizipierte. Nisba hatte bereits am ersten Sitzungstag seine Blicke bemerkt, war aber davon ausgegangen, dass er – so wie die meisten Männer – nur auf das Eine bedacht waren. Und das unter Anderem bestärkte sie in der Ansicht, dass die Männer von anderen Welten auch niedrigere Lebensformen waren und einer gesellschaftlichen Neujustierung bedurften.

Am zweiten Tag jedoch geschah etwas Ungewöhnliches: Tandiem, ein hoch gewachsener, dunkelhäutiger Betazoide, sprach sie an, und zwar auf eine Weise, wie sie Nisba nicht erwartet hatte: „Ich bin Maler.“, sagte er. „Und ich würde Sie gerne zeichnen.“

Was für eine merkwürdige Begrüßung. Aber was noch viel schlimmer gewesen war: Nisba hatte gar keine Ahnung, was sie entgegen sollte. Sie war Fürstin, ihr schmeichelte es, wenn jemand ihre edlen Kurven zu illustrieren versuchte. Also stimmte sie, ehe sie überhaupt darüber nachgedacht hatte, zu. Ganz spontan trafen sie sich am nächsten Abend in Tandiems Quartier, der bereits ein Sofa vor eine Leinwand gestellt hatte.

Er hatte eine Aktzeichnung ihres ganzen Körpers im Sinn, und Nisba empfing es als aufregend.

Stundenlang posierte sie für ihn, und ihr boten sich unzählige Möglichkeiten, seinen Blick zu untersuchen. Merkwürdig, er war gar nicht auf ihren reizvollen Körper gerichtet, sondern schien irgendwie hindurch zu treten.

Durch die Fassade, durch das Verlockende, das Offensichtliche.

Es wurde ihr irgendwie unangenehm.

Sie entdeckte schließlich den Grund für ihr Unbehagen: Zum ersten Mal betrachtete man sie nicht auf Basis ihres Status oder ihres Reichtums, also als Objekt, ja nicht einmal als Frau, sondern als eine Herausforderung – etwas, was Tandiem nicht verstehen konnte. Obwohl Nisba Männern gegenüber höchst feinselig blieb – also auch Männern gegenüber, die von anderen Welten stammten –, konnte sie Tandiem nicht greifen. Er griff *sie*, und dabei spürte sie, wie durchschaubar sie zu sein schien.

Sieht er wohl meine Seele, meine Ängste, meine Zerbrechlichkeit, meine Unfähigkeit, mit einer Welt klarzu-

kommen, die ich im Griff zu haben vorgebe, über die ich aber nichts weiß? Sieht er durch meinen...Selbstschutz?

Kurzzeitig gingen ihre Gedanken an Péjol.

Machte sie sich etwas vor?

„Ich würde gern –...“

„Schsch...“, raunte Tandiem. „Ich sehe Dein Licht.“

Das hatte noch niemand zu ihr gesagt. „Ich sehe Deine wohlgeformten Schenkel, Deine harten Brüste“, „ich sehe diese exotische boritanische Schönheit“, „ich sehe, dass Du Macht und Einfluss hast“ – ja, diese Art von Bemerkungen war sie gewohnt, aber „Dein Licht“?

„Dein inneres Licht.“, sagte er, als hätte er gemerkt, dass sie nichts verstanden hatte.

Inneres Licht. Na, da lag er aber gründlich daneben, dieser naive Mann von Maler, der trotz seiner dreißig Jahre noch nichts vom Leben wusste. Es war eben doch so : Frauen reiften schneller als Männer, und Nisba – die zwar viel über das Leben nachdachte, dabei aber unbeschwert und nüchtern zu bleiben gelernt hatte, sagte sich, dass sie bestimmt kein besonderes ‚Licht‘ besaß, wie Tandiem behauptete. Vielleicht meinte er ihre besondere Ausstrahlung. Sie war ein Lebewesen – wie viele andere –, das unter Einsamkeit litt und ihr Leben vor sich zu rechtfertigen suchte. Sie hatte fast ihr ganzes Leben lang vorgegeben, stark zu sein, obwohl sie schwach war; sie hatte jegliche Form von Leidenschaft von sich ferngehalten – und damit ist nicht nur die Liebe selbst gemeint –, nur um ihrer Verantwortung auf Borita nachgehen zu können. Einer Verantwortung, der sie selbst immer mehr Pflichten hinzuaddiert hatte.

Nisba hatte Borita verlassen, um ihrem Ziel entgegenzustreben, das der Welt, von der sie kam, eines Tages das Leben retten mochte. Sie hatte eine Vergangenheit, vom Schicksal gezeichnet. Unter gewöhnlichen Umständen

hätte sie sich diesen Gedanken niemals eingestanden, aber sie war in diesem Augenblick davon überzeugt: Jemand wie sie hatte kein ‚besonderes Leuchten‘.

Inneres Licht. Er hätte etwas anderes sagen können, wie zum Beispiel, dass sie ein schönes Profil habe.

Wie gelangte Licht in ein Haus? Wenn die Fenster geöffnet waren. Wie gelangte Licht in eine Person? Wenn das Tor der Liebe, der Leidenschaft geöffnet war. Und ihres war definitiv nicht geöffnet, dessen war sie sich mit innerem Nachdruck gewahr. Sie war in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten, viel zu früh, und sie hatte in der Tat den Hass auf die Männer Boritas, welchen sie nach der Ermordung Aldanias empfand, ausgelebt. Doch im Laufe der Dekaden war so vieles davon erloschen, und Nisba hatte ein zynisches Verhältnis zu sich selbst und dem Rest der Welt entwickelt. Eigentlich, wenn sie ehrlich war – und das war sie nur in sehr raren, kostbaren Augenblicken wirklich –, hatte erst die Relation mit Péjol einen Teil ihrer inneren Verkrustung gelöst, sie motiviert, wieder etwas in ihrem Leben zu bewegen.

Inneres Licht... Dieser Tandiem musste ein schlechter Maler sein, er verstand überhaupt nichts.

Nisba mied Tandiem, wo immer sie nur konnte. Ihre einzige Begegnung hatte in ihr reges Unbehagen ausgelöst. Dieser Mann war ihr irgendwie unheimlich.

Warum? Vermutlich, weil sie es gewohnt war, die Kontrolle über Andere zu haben, nicht umgekehrt.

Er war künstlerisch unglaublich begabt, hatte Nisba das Bild, welches er von ihr gemalt hatte, zukommen lassen. Es würde sich gut im Wohnzimmer ihres Anwesens auf Borita machen.

Die zweiwöchige Fortbildung neigte sich dem Ende, und am vorletzten Abend – gerade war die Sitzung zu Ende gegangen – suchte Nisba ein kleines Lokal auf dem Promenadendeck von Sternenbasis 10 auf. Sie bestellte sich einen Lissablütentee und versuchte sich auszumalen, auf welches Raumschiff man sie schicken würde...

...als plötzlich jemand neben ihr platz nahm, und zwar mit den Worten: „Du bist also eine boritanische Herrscherin.“

Diese Stimme kannte sie doch. Es war Tandiem. Er grinste freundlich und bestellte sich dann ein Getränk namens Pastis.

„Eine *Fürstin*.“, korrigierte Nisba sofort, fast beleidigt. „Ich besitze ein *Fürstentum*. Eines der größten meiner Welt.“

„Herrscherinnen und Fürstentümer. Beides langweilig.“, murmelte Tandiem, und er nahm einen Schluck seines Getränks.

„Du hast doch keine Ahnung, was es heißt, gesellschaftlichen Status zu besitzen.“, antwortete Nisba ruppig. „Stattdessen erzählst Du den Leuten lieber etwas von einem angeblichen Licht in ihnen. Sophistisch.“

Was Tandiem als nächstes sagte, verwunderte Nisba erneut. „Dein Licht“, begann er, „hat überhaupt nichts damit zu tun, dass Du eine Herrscherin bist – eine vielleicht, die sich ans herrschen gewöhnt hat –, sondern mit der Frau, die Du bist. Du hast ein Leuchten. Es kommt von Deinem starken Willen, Deiner Kraft, wie sie nur Menschen haben, die bereit sind, zur Verwirklichung ihrer Ziele große Opfer zu bringen. Dieses Licht zeigt sich in Deinen Augen.“

Es waren die wundervollsten Sätze, die jemand in ihren über hundert Lebensjahren an sie gerichtet hatte. Und Nisba hatte das Gefühl, dass diese Sätze all die Wunder beschrieben, die Illana Péjol in ihr wieder zum Leben erweckt hatte. Vielleicht hatte Tandiem mit seiner Bemerkung

soeben ganz unabsichtlich den Grund festgestellt, warum sie Borita verlassen hatte. Um Opfer zu bringen. Um dem Leuchten nachzugehen.

Trotzdem – Nisba fühlte sich entwaffnet; Tandiem hatte sich nicht provozieren lassen. Sie wollte glauben, dass er sie, so wie ein gewöhnlicher Mann, verführen wollte, nichts weiter. Sie durfte nicht denken – zumindest nicht in den nächsten vierundzwanzig Stunden, bis sich ihre Wege wieder trennten –, dass es interessante Männer im Universum gab.

„Siehst Du diesen Pastis da vor Dir?“, fuhr er fort und zeigte auf sein Getränk. „Du siehst nur einen Pastis. Du willst ihn wahrscheinlich auch besitzen, ansonsten ist er für Dich uninteressant. Ich hingegen, der ich das hineinschauen muss, was ich male, sehe die Pflanze, aus der er gemacht ist, die Stürme, denen die Pflanze getrotzt hat, die Hand, die die Aniskörner geerntet hat, deren Reise bis hierher, rieche den Duft des Anises und sehe seine Farbe, ehe er dem Alkohol hinzugefügt wurde. Wenn ich eines Tages diese Szene male, ist das alles auch in dem Bild enthalten, obwohl Du dann meinst, nur ein gewöhnliches Glas Pastis vor Dir zu haben.“

Nisba hatte es gar nicht lenken wollen, doch unterbewusst tat sie es – und förderte sogar das Gespräch, welches sich entwickelte. Die Nacht wurde älter, und sie wanderten durch die riesige Raumstation und unterhielten sich...solange, bis sie sogar ein Interesse daran entwickelt hatte, etwas über seinen Werdegang zu erfahren.

Anfangs tat er bescheiden. Aber Nisba wusste, wie man einen Mann zum Reden bringt, und da erzählte er ihr, dass er zweimal verheiratet gewesen und viel gereist war, berühmte Schauspieler und gekrönte Häupter kennen gelernt und unvergessliche Feste gefeiert hatte. Er war auf Betazed geboren, war aber sehr früh mit seinen Eltern auf die Erde

gezogen, wo sie in den Städten Madrid, Amsterdam, New York und irgendwo in Südfrankreich gelebt hatten. Sein künstlerisches Talent war entdeckt worden, als er sechzehn Jahre alt war. Ein großer Kunsthändler hatte zufällig in einem Restaurant in Genf gesessen, dessen Inneneinrichtung von Tandiem gestaltet worden war. Er war viel in der Föderation herumgekommen, hatte viele Credits gemacht, war jung und gesund, konnte tun, was er wollte, fahren, wohin er wollte, treffen, wen er wollte. Er hatte schon all die weltlichen Genüsse erlebt, die ein Mann erleben kann, ging in seinem Beruf auf; und dennoch, trotz alledem, trotz Ruhm, Geld, Frauen, Reisen, war unglücklich, hatte er nur eine Freude im Leben: seine Malerei.

„Haben Deine Frauen Dir wehgetan?“, fragte sie irgendwann.

„Sie haben mir nie wehgetan.“, entgegnete Tandiem ruhig. „Ich war in beiden Ehen glücklich. Ich wurde betrogen und habe betrogen, wie es in jeder normalen Ehe vorkommt. Dennoch hat mich der Sex nach einer Weile nicht mehr interessiert. Ich liebte meine Frauen immer noch, sie fehlten mir, wenn sie nicht da waren, aber Sex – warum reden wir überhaupt über Sex?“

„Weil es doch das ist, was euch Männer determiniert.“, sagte Nisba ganz unverblümt.

„Dann kennst Du wohl nur einen Teil der Männerwelt.“

In dieser Nacht geschah es. Sie verliebte sich.

Das einzige Mal in seinem Leben breitete der Adler seine Schwingen aus – und dann nie wieder.

Als sich ihre Lippen in dieser Nacht – oder war es schon der nächste Morgen? – einander näherten, sagte Tandiem etwas weiteres Merkwürdiges: „Ich muss Dich warnen. Man könnte mich als Weltenwanderer diagnostizieren. Ich lebe die Momente, die ich bekomme. Ich genieße sie. Und dann ziehe ich weiter.“

Nisba wollte ihn. Und sie wollte jetzt nicht über diese Worte nachdenken, sie hatte heute genug nachgedacht. „Lass sie uns gemeinsam genießen.“, sagte sie und küsste ihn auf eine intime Weise, die sie selbst überraschte.

Sie fielen übereinander her, und ihre Leidenschaft glühte – bis zum nächsten Morgen.

Zwei Jahre lang blieben Nisba und Tandiem ein Paar.

Nisba erlebte eine Zeit voller wunderschöner Erfahrungen, in denen sie dem Verständnis von Geben und Nehmen, von der Balance einer wirklichen, einander verstehenden, auf Ausgleich bedachten Liebe immer näher kam.

Irgendwann drängte sich ihnen beiden sogar die Frage nach einer eigenen Familie auf...doch dazu kam es nicht.

Vorher wurde Nisba immer aggressiver gegenüber Tandiem, wenn sie ihn in der Gegenwart anderer Frauen vorfand. Sie wollte ihn für sich haben, ganz allein besitzen und niemandem zugänglich machen. Hier begann das Verhältnis zwischen den beiden zu drehen – und seinem Niedergang entgegenzustreifen.

Nisba würde sich wohl ihr ganzes Leben lang an das letzte Gespräch zwischen ihnen beiden erinnern...

„Ich habe eine Sache gelernt, die Du nicht gelernt hast...es gibt ein paar Dinge, die einem viel wert sind. Aber die haben ihren Preis. Und ich möchte eines davon sein.“

„Du hast etwas nicht verstanden, Cassopaia. Ohne totale Freiheit gibt es keine Liebe.“

„In der Welt, die Du erschaffen würdest, gäbe es überhaupt keine Liebe.“

„Oder die ihrer allerbesten Art, nämlich die, die keine Beweise erwartet. Keine Ablenkungen und Verschmähungen. Du hast Dich daran gewöhnt, Dir die Dinge einfach zu neh-

men, die Du begehrt, Cassopaia. Du willst etwas und Du eroberst es. So geht das vermutlich auf Borita. Aber nicht mit Personen, die auf gleicher Augenhöhe stehen. Freiheit ist nur dort, wo Liebe ist und Liebe ist nur dort, wo Freiheit ist. Wer sich vollkommen hingibt, wer sich frei fühlt, der liebt am meisten. Erinnerst Du Dich noch an die Worte, die ich in der Nacht, bevor wir uns küssten, sagte? – dass ich die Momente lebe, die ich bekomme, woraufhin ich weiterziehe? Es war eine wundervolle Zeit, Cassopaia. Aber es funktioniert nicht mehr. Wir tragen die Erinnerung dieser Momente in uns, aber die Zeit ist nun mal fortgeschritten.“

„Nein!“

„Akzeptiere es.“

„Niemals! Du wirst mich lieben, so wie Du eine Fürstin zu lieben hast!“

„In einer anderen Welt würde ich es vielleicht tun, Cassopaia. In einer anderen Welt...“

Sie sahen einander nie wieder.

Doch Nisbas...Selbstschutz kam es sehr hilfreich entgegen, als sie wenige Monate nach der Trennung mit Tandiem davon erfuhr, dass er sich mit einer Admiralin eingelassen hatte – und dass seine Beförderung zum Lieutenant sprungartig erfolgt war. Wenngleich sie in ihrem tiefsten Innern wusste, dass dies nicht der Grund gewesen war, warum Tandiem ihre Beziehung beendet hatte.

Sie war es gewesen, sie, die sie sich an die Bequemlichkeiten boritanischer Herrschaft gewöhnt hatte. Das hatte Tandiem sehr früh an ihr erkannt, am allerersten Tage. Er hatte gesagt: *„Dein Licht hat überhaupt nichts damit zu tun, dass Du eine Herrscherin bist – eine vielleicht, die sich ans herrschen gewöhnt hat –, sondern mit der Frau, die Du bist. Du hast ein Leuchten. Es kommt von Deinem starken Willen, Deiner Kraft, wie sie nur Menschen haben, die be-*

reit sind, zur Verwirklichung ihrer Ziele große Opfer zu bringen.“

In gewisser Weise musste Nisba Tandiem für diese Leistung dankbar sein, denn er hatte sie gesehen, wie sie wirklich war. Er hatte ihre Stärken vorausgesehen und ihr Scheitern.

Aber das war jetzt nicht mehr wichtig.

Denn eine boritanische Fürstin konnte mit Selbstzweifeln und Introspektion nicht herrschen.

Herrschen... Sie würde wieder herrschen. Sie fühlte sich verletzt, hatte sie doch nicht das bekommen, was ihr zustand.

Und das würde sie weder verzeihen noch vergessen...

Es hatte also eine Zeit im Herzen einer sehr ungewöhnlichen Boritanerin gegeben, da zog diese in Erwägung, all die tradierten Denk- und Handlungsweisen ihrer Heimat abzustreifen und sich einer neuen Welt zuzuwenden. Die Eigendynamik dieser neuen Welt und der damit verbundenen Neugier und Aufgeschlossenheit waren in Nisba entfesselt worden; allmählich hatte sie vergessen, warum sie in die weite Welt gezogen war, sie hatte Péjols Worte von der gesellschaftlichen Dynamik vergessen. Es gab nur mehr ihre Identität, die nach Einzigartigkeit und Erfüllung strebte.

In manchem lichten Moment, da Nisba sich schemenhaft an die Gespräche mit ihrer Stellvertreterin entsann, fragte sie sich, ob Péjol eigentlich genau dies für ihre Fürstin beabsichtigt hatte – auf dass Nisba verstünde, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Die Naivität um den Gedanken der Gleichberechtigung hatte sogar, seitdem sie ihre Zeit fernab boritanischer Ge-

filde in der multiplural ausgerichteten Sternenflotte fristete, einen ansteckenden Reiz auf sie ausgeübt. Es war, als hätte Pėjol ihr das Fundament für jene Aufgeschlossenheit bereitet und nun wirkte diese gänzlich neue Welt wie ein Katalysator, der den Reiz nurmehr steigerte.

Irgendwann hatte Nisba zu erkennen gemeint, dass ihre persönliche Wegfindung eng gekoppelt war mit dem Verständnis einer neuen Wahrheit, jenseits von Borita.

Das Ende des Verhältnisses mit Tandiem hatte alles ruiniert.

Hatte Nisbas Herz noch frohlockt, als sie sich ineinander verliebten, als sie all die wunderbaren Dinge miteinander taten, war es zwei Jahre später, als beide sich wieder trennten, zu einem kleinen, aber unglaublich schweren Stein geworden.

Bevor Nisba die Tür zu der neuen Welt, von der sie als junges Mädchen so gerne geträumt hatte, endgültig zu-stieß, da erinnerte sie sich an Pėjols Worte, die vor vielen, vielen Jahren ausgesprochen worden waren: *„Ihr steht hinter diesen Idealen, weil Ihr von ihnen abhängig seid. Sie stellen eine Art Selbstschutz für Euch dar.“*

Wie weise sie doch war, wie Recht sie hatte.

Wenngleich es Nisba nicht freite, so brachte es doch zumindest irgendeine, wie schwach auch immer ausgeprägte Hoffnung mit sich, weil sie mithilfe Pėjols hinter die Kulissen dieses ganzen Welttheaters blicken konnte. Ein Welttheater, das Cassopaia Nisbas Werdegang nach der Ermordung ihrer Mutter zum zweiten Mal einer Zäsur unterzogen hatte. Dieses Mal jedoch schien es keine Chance mehr für sie zu geben, von irgendjemandem befreit und für neue Welten motiviert werden zu können.

Dafür war sie einmal zu oft verletzt worden.

Im Jahre 2353 erhielt sie, nunmehr einhundertachtzehn Jahre alt, einen Posten als Chefärztin auf der neuen *U.S.S. Moldy Crow*. In Absprache mit ihrer Familie partizipierte sie an der ersten Dreijahres-Mission des Schiffs, bevor sie nach Borita zurückkehrte und ihre fürstliche Laufbahn weiterverfolgte.

An Bord der *Moldy Crow* machte sie viele neue Erfahrungen, von denen einige im Rückblick gar nicht einmal so schlecht waren. Sie lernte einen Saurianer – ein zweigeschlechtliches Wesen – namens Flixxo Windeever kennen, der von Anfang an als Navigator des *New Orleans*-Kreuzers diente. Es ergab sich eine tiefe Freundschaft, die Bestand haben sollte.

Alles in allem waren ihre ersten drei Jahre an Bord der *Moldy Crow* eine erfahrungsreiche und lohnende Zeit, erlebten sie doch allerhand Abenteuer – von Grenzkonflikten mit den Cardassianern, über Explorationsmissionen, bis hin zu diplomatischen Verhandlungen war so ziemlich jedes Missionsspektrum abgedeckt. Für Cassopaia Nisba jedoch war es keine Herausforderung mehr, keine Auseinandersetzung mit dem Neuen, weil sie der boritanischen Wertelehrer nun endgültig verhaftet sein wollte. Und das bedeutete für sie, die Männer zu hassen. Mit ihrer enormen Attraktivität gelang es ihr stets, sich einige Lustobjekte für eine Nacht an Land zu ziehen, bevor sie sich des entsprechenden Mannes am nächsten Morgen entledigte, so wie man Abfall wegwarf.

Als sie nach Borita zurückkehrte, ließ sie ihr Patent bei der Sternenflotte zunächst ruhen. Die erste Handlung, der sie sich verschrieb, sobald sie wieder auf ihrem fürstlichen Sitz war, bestand in der Entlassung ihrer rechten Hand, Illana Péjol.

„Diese neue Welt, von der Du immer gesprochen hast, Illana...sie ist mir nicht begegnet...“

„Sie ist Dir begegnet, Cassopaia. Aber Du hast beschlossen, sie aus Deinem Herzen zu verbannen. Und jetzt ist es zu spät für uns. Zu spät für uns alle.“

Die beiden Frauen sahen einander nie wieder.

Die kommenden Jahre verbrachte Nisba zusammen mit Meriil Lavo damit, ein umfangreiches Manifest über die boritanische Kulturrevolution zu verfassen. Borita, so sah sie es vor, sollte als schillerndes Exemplar einer perfekten Gesellschaft herhalten, und zwar einer Gesellschaft, die eines Tages den gesamten Quadranten dominieren sollte.

Die boritanische Wertelehre wurde zu einer verbindlichen Ideologie gemacht, die sich nicht zuletzt aus ihren Feindbildern speiste. Welten wie Ferenginar waren eines dieser Feindbilder.

Was auf anderen Welten eine doktrinäre Partei war, stellte auf Borita der so genannte ‚Zirkel des Matriarchats‘ dar – eine Scheindemokratie der Fürstentümer, mit pyramidalear Struktur, und mit einem Bündnis zwischen Nisbas, Lavo und dem Reich einer anderen Fürstin an der Spitze.

War es bis vor einigen Jahren noch so gewesen, dass das Matriarchat auf Borita bloß einer Bestimmung folgte, zelebrierte es sich nun selbst. Überall hingen Flaggen vom ‚Zirkel des Matriarchats‘, allerorts wurden Ansprüche laut, wonach die zivilisierte Galaxis einer Tages von der Kulturrevolution in Brand gesteckt werde.

Die Tage männlicher Selbstbestimmung und geschlechtlicher Gleichberechtigung außerhalb von Borita sollten endgültig gezählt sein, das Ungeziefer aus seinen Löcher getrieben und bekämpft werden.

Nisba lernte es wieder zu hassen. Und dieses Mal gab es niemanden, der sich ihrer annahm.

Als der Krieg gegen das Dominion ausbrach, sah sich Nisba genötigt, ihr Offizierspatent kurzweilig für den Verlauf dieser zweijährigen Krise wieder aufzunehmen.

Es war eine Zeit voller Entbehrungen.

Doch sie erreichte ihr Ziel, das darin bestand, die Admiralität der Sternenflotte davon zu überzeugen, dass der Schutz Boritas gegen die Jem'Hadar von unbedingter Wichtigkeit war. Nur durch ihre Fürsprache und Überzeugungskraft willigte das Oberkommando schließlich ein, zog eine Flottille von der klingonischen Grenze ab und stellte sie dem Schutz des boritanischen Heimatsystems zur Verfügung.

2374 kehrte sie auf ihr altes Schiff, die *Moldy Crow*, zurück. Es kam zu einem Wiedersehen mit Flixso. In jenen Monaten jedoch war der Kampf ums Überleben eine stete Notwendigkeit, und Nisba lernte, was es hieß, von Aggressoren buchstäblich überrannt zu werden. Der Kampf gegen das Dominion verfestigte zusätzlich in ihrer Weltsicht, dass alles, was gegen einen gerichtet ist, einen nur noch stärker macht.

Und so verlor auch das Dominion zuletzt den Krieg.

Wieder kehrte Nisba nach Borita zurück, diesmal mit dem Ziel, dauerhaft zu bleiben. Erneut ruhte ihr Patent, und die Jahre verstrichen, in denen sie sich vornahm, es endgültig zu annullieren.

Boritanerinnen verfügten nicht über Präkognition und Nisba glaubte auch nicht an etwas Derartiges – doch hätte man meinen können, eine innere Vorhersehung hätte sie davon abgehalten, ihr Sternenflotten-Patent zu kündigen.

Denn sechs Jahre später sollte ein Shuttle in ihrem edlen Garten auf Borita niedergehen, das einen altbekannten Saurianer bereithielt.

„Überraschung! [...] Ich dir vorschlagen will, dass Du wieder mitkommst zur Sternenflotte...“

Es sollte alles verändern...

...und einer Fürstin, die längst nicht mehr an ihre Träume glaubte, eine zweite Chance geben, zu den Sternen zu reisen und von ihnen zu lernen.



:: Kapitel 5

In jenen Stunden der Morgendämmerung in Yosemite, da Cassopaia Nisba ihre Lebensgeschichte gegenüber ihrem besten Freund Flixxo Windeever beendete, saßen Mendon und Chell in ihrem gemeinsamen Zelt und unterhielten sich.

Wie Nisba und Flixxo hatten auch sie die ganze Nacht über kein Auge zugetan. Stattdessen hatten sie geredet, fast ununterbrochen.

Dies rührte nicht von ungefähr, hatte Mendon doch mit seiner kleinen Eskapade vor vielen Stunden einen Riss in seiner Persönlichkeitsstruktur ausgelöst. Und der einzige Weg, diesen Riss wieder zu verschließen, schien es zu sein, mit sich selbst wieder ins Reine zu kommen.

Doch bislang hatte der Benzite sich gewehrt, Chell seine Lebensgeschichte zu erzählen, die es letzterem gestatten würde, seine Prägungen und Entscheidungen, seine Individualität aus einem größeren Blickwinkel zu betrachten.

„Hey, Mendon.“, sagte der Bolianer. „Ich weiß, dass es sich dabei vielleicht um das größte Geschenk handeln würde, dass sie mir jemals machten. Aber sehen Sie's doch einmal so...vielleicht würden Sie sich auch ein riesengroßes Geschenk machen. Sehen Sie, was wir schon alles zusammen durchgemacht haben. Was spricht denn nur dagegen?“

Mendon schüttelte den Kopf. „Es spricht nichts dagegen.“, stellte er richtig. „Ich benötigte nur ein wenig Zeit, um mich an den Gedanken zu gewöhnen...aber ich glaube, jetzt bin ich bereit.“

„Gut. Ich werde Sie nicht unterbrechen.“

Mendon stellte fest, dass es ihm gar nicht widerstrebte, die Geschichte seines Lebens zu erzählen. Fast freute er sich sogar darauf. Er war nun bereit, seinen besten Freund Chell einzuweihen, wenngleich das bedeutete, vom größten Schmerz seines Lebens zu erzählen...



:: Kapitel 6

*Mendon:
Das Aufbegehren*

„Wir bieten Dir Frieden, Frau, wir bieten Dir Frieden, Mann. Und noch einmal Frieden, Frieden und divergentes Schwingen zum Ziele unser aller Wohl und Fortschritt. Frieden, bis wir sterben...“

Dies sind die Worte unserer teuersten Gesellschaftschrift, dem Leitfaden, nach dem sich unsere ganze Zivilisation in jeder Phase ihrer Existenz richtet und zu richten hat. Vergesst sie niemals, meine Schüler, denn sie werden Euch leiten und Euch beschützen. Zu gegebener Zeit...“

Der zehnjährige Mendon lauschte, ebenso wie der Rest seiner Klasse, aufmerksam den Worten des Lehrers, eines weisen, alten Benziten namens Mokor. Ehrfürchtig hatte Mendon die Hände gefaltet. Wie jeder gute Benzite war er von seinen Eltern im Zeichen der gesellschaftlichen Ordnung, in welcher er lebte, erzogen worden. Heute beherrschte er die Verdrängung des Gefühls und die Forcierung von Rationalität und Logik bereits in hohem Maße.

Er fühlte sich wohl dabei, gab es doch einen Leitfaden, dem man ihm mitgegeben hatte, auf seinem Weg zum Erwachsenwerden. Er war niemals allein, würde es niemals sein.

Und deshalb machte es Mendon auch nichts aus, mit Zielen zu liebäugeln, denen sich andere noch nicht oder vielleicht nie stellten. Eines Tages wollte er Benzar verlassen und in die Sternenflotte eintreten, um Wissen und Weisheit

zugute seiner Welt zu mehren und Dinge jenseits der stellaren Grenzen kennen zu lernen und zu verstehen.

Er traute sich.

Denn er war niemals allein.

Nach dem berühmten Mordock, von dem auch die wichtige Mordock-Strategie im Bereich der Computerprogrammierung kam, war Mendon der zweite Benzite, welcher in die Sternenflotte eintrat.

Aufgrund seiner hohen Intelligenz und Kreativität bereitete Mendon die Akademie keine sonderlichen Mühen. Da war es schon eine größere Überwindung, sich an die sonderbare Atemhilfe zu gewöhnen, die Benziten außerhalb von Benzar tragen mussten, da ihre Lunge der Anreicherung über zusätzliche Spurengase bedurfte.

Ansonsten verfolgte Mendon einen ähnlichen Schwerpunkt an der Akademie, wie er für Benziten typisch war. Es ging um dynamische Programmierung.

Nun war er auf der Erde, aber noch dachte er nicht daran, dass auf dieser Welt einige Dinge anders waren, ebenso die Menschen – und dass sie ihn eines Tages zu einer langfristigen Veränderung bedingen würden...

2364. Während seines zweiten Jahrs an der Akademie der Sternenflotte verbrachte Mendon außerordentlich viel Zeit mit Margarethe O'Connell. Sie sprachen über Mokors Unterricht, übten zusammen in benziten Konzentrationstechniken und erörterten die profunden Bedeutungsebenen der benziten Verbesserungsmentalität, zumal Margarethe ge-

nauso wie Mendon ein ausgeprägtes Interesse am Bau und der Verbesserung technischer Dinge besaß.

Mendon stellte aber fest, dass Margarethes Faszination in Hinsicht auf benzite Traditionen nicht nur intellektueller Neugier entsprang. In der Tiefe ihres Wesens wünschte sie sich offenbar, Benzitin zu sein. Hingebungsvoll befasste sie sich mit der benziten Geschichte.

Sie war der erste echte Freund, den Mendon bei den Menschen fand – aber nur deshalb, weil sie sich bemühte, ihr menschliches Wesen zugunsten der benziten Kultur aufzugeben.

Aber schließlich wollte auch sie mehr. Margarethe war nicht imstande, sich ganz von den menschlichen Bedürfnissen zu lösen und über jene Form der Leidenschaft hinauszuwachsen, die in allen Terranern zu stecken schien. Sie wünschte sich eine physische Intimität, die Mendon nicht verstand und ihr daher auch nicht geben konnte.

Das Ende kam an einem Abend im Juni, als es in San Francisco ungewöhnlich warm war. Mendon und Margarethe saßen in einem Pavillon im Park der Akademie, umgeben von Eukalyptusbäumen. Sie sprachen über die ureigensten Lehrsätze der benziten Gesellschaft, wo die Geschlechter unterschiedliche Pflichten hatten: Die überhaupt ursprünglichste Ordnung war, dass Frauen ihre Gefühle in ungehemmter Form ausleben durften und sogar sollten, während Männer dahingehend erzogen wurden, dass sie auf keinen Fall eine Beeinflussung durch jegliche Emotionen zulassen durften. Das sollte die Ergänzung perfektionieren.

Plötzlich hörte Mendon, wie Margarethes Stimme brach. Er drehte den Kopf und sah, wie ihr Tränen über die Wangen rannen.

Dieses Phänomen hatte er schon bei anderen Menschen beobachtet – vor allem bei weiblichen Menschen, obwohl

auch terranische Männer manchmal ein solches Übermaß an Emotion zeigten. Er erinnerte sich an einen Stabhochspringer, der im Umkleideraum schluchzte, weil er es dreimal hintereinander nicht geschafft hatte, die eigentlich recht geringe Höhe von sechseinhalb Metern zu überspringen. Es war eine...beunruhigende Erfahrung für Mendon.

Als nun Feuchtigkeit aus Margarethes Augen trat, fühlte sich Mendon erneut von Unbehagen erfasst. Tränen waren Zeichen einer Traurigkeit, die man nicht länger ignorieren konnte, eines Schmerzes, der unerträglich wurde. Mendon war als Repräsentant des Teils der benziten Gesellschaft, der Emotionen strikt abzulehnen hatte, denkbar schlecht gerüstet, um mit solchen Situationen umzugehen. Er wusste nicht, wie er sich verhalten sollte.

Er wartete einfach und hoffte, dass der kritische Augenblick vorüberging. Margarethe versuchte ganz offensichtlich, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Aber immer dann, wenn Mendon glaubte, dass sich ein Erfolg abzeichnete, schnappte sie nach Luft und vergoss neue Tränen.

Er hatte gesehen, wie manche Menschen auf einen weinenden Artgenossen reagierten. Als der Stabhochspringer im Umkleideraum geschluchzt hatte, waren andere Menschen gekommen, um ihm auf den Rücken zu klopfen und tröstende Worte an ihn zu richten. Der Trainer hatte neben dem Kadetten Platz genommen und ihm einen Arm um die Schultern gelegt. Als sich der Springer schließlich beruhigte – zu Mendons großer Erleichterung –, trat ein Mannschaftskamerad an ihn heran und umarmte ihn, eine häufige Geste des Beistands.

Sollte er eine solche Verhaltensweise bei Margarethe ausprobieren? In diesem Augenblick realisierte Mendon das Dilemma seiner eigenen Lage. Es war anders als bei einem Vulkanier, der unter Menschen und anderen emotionalen Spezies leben musste. Bei ihm war das Problem

folgendes: Dadurch, dass es in der benzierten Gesellschaftsordnung zum Zwecke der Förderung und Perfektionierung unterschiedlicher Betrachtungsweisen obligatorische Verhaltensmuster für Männer und Frauen gab, die einander nicht tangierten, waren die Geschlechter voneinander unglaublich weit distanziert. Gefangen in ihrer jeweiligen, von der Gesellschaft Benzars aufgesetzten Kulturmaxime.

Die Perfektion schien einen Preis zu fordern, und der hieß Intimität und wirkliche Nähe.

Wenn er Margarethe nun über den Arm strich oder auf den Rücken klopfte...wäre ein solches Gebaren der Situation angemessen gewesen?

Er dachte darüber nach, schätzte die positiven und negativen Aspekte ein. Wenn eine solche Intervention seinerseits bewirkte, dass Margarethes übertriebene Emotionalität aufhörte, so gab es nichts dagegen einzuwenden. Aber vielleicht fühlte sie sich von einer solchen Reaktion in ihrem derzeitigen Verhalten bestärkt; in dem Fall wäre Mendons Eingreifen ein Fehler gewesen.

Andererseits... Auf Benzar ließ ein Mann seine Frau absichtlich weinen, um die Geschlechterdiversifizierung zu gewährleisten. Nur, dass Mendon sehr früh Benzar verlassen und seither unter Menschen gelebt hatte. Er kannte den Vergleich nicht, und Margarethe war seine beste Freundin, nun einmal eine Menschenfrau.

Während er noch versuchte, eine Entscheidung zu treffen, gewann Margarethe allmählich die Kontrolle über sich zurück und rieb sich die Augen, die nun angeschwollen und gerötet waren.

„Es tut mir Leid.“, hauchte sie. „Es ist nur...es wird immer schwerer...“

Mendon nahm mit Zufriedenheit zur Kenntnis, dass sie sich wieder verbal auszudrücken imstande sah, denn es

bedeutete, dass sie über die Situation sprechen und das Problem lösen konnten.

„Was wird immer schwerer?“, fragte er freundlich und hoffte, mit dieser Frage den Rest von Emotionalität neutralisieren zu können. Umso erstaunter war er, als Margarethe erneut in Tränen ausbrach, sogleich noch heftiger weinte als zuvor.

Er beschloss, diesmal nicht passiv zu bleiben. Er hatte schon oft versucht, menschliches Verhalten nachzuahmen und es hatte seinen Zweck erfüllt. Zwar verstand er nicht, warum physischer Kontakt unter solchen Umständen hilfreich sein konnte, aber er hatte entsprechende Wirkungen beobachtet.

Also legte er einen Arm um Margarethes Schulter.

Die Geste führte zu einem bemerkenswerten Resultat. Die junge Frau schluchzte laut, warf sich ihm entgegen, presste ihm den Kopf an die Brust und bebte am ganzen Leib. Überrascht zog Mendon seinen Arm zurück, aus Sorge darüber, was geschehen mochte, wenn er Margarethe erneut berührte.

Sie klammerte sich an seiner Uniform fest, auf der ihre Tränen feuchte Flecken bildeten.

„Margarethe, Du solltest versuchen, Dich zu beherrschen.“, sagte er, ein wenig hilflos.

Sie schluchzte erneut, wandte sich abrupt von ihm ab, stand auf und trat zum Eingang des Pavillons. Dort hielt sie sich am hölzernen Geländer fest und holte dreimal tief Luft.

„Ich verstehe es nicht.“, sagte sie mit vom Weinen heiserer Stimme. „Benziten haben ein Intimleben. Sie bilden Paare und bekommen Kinder. Spürst Du niemals...derartige Bedürfnisse?“

Mendon sah sie groß an und wusste nicht, wie er die Frage beantworten sollte. Margarethe schien eine fremde Sprache zu verwenden, die er nicht verstand. „Ich *bin* von

der Annahme ausgegangen, dass ich eines Tages Frau und Familie haben werde.“, sagte er vorsichtig. „Irgendwelche... ‚Bedürfnisse‘ habe ich in diesem Zusammenhang nie empfunden. Ich sehe mich außerstande, Deine Frage zu beantworten, Margarethe.“

Ihr Haar war feucht an den Schläfen und einige lockige Strähnen fielen herab, umrahmten das Gesicht. Im verlassenden Licht des Abends wirkte sie sehr jung und verletzlich. Mendon begriff plötzlich, in welche Richtung sich diese außergewöhnliche Situation entwickelte.

Durch die dichter werdenden Schatten trat Margarethe auf ihn zu, eine fragile, ätherische Gestalt. „Ich liebe Dich, Mendon. Noch nie zuvor habe ich so empfunden. Wir teilen etwas, wir beide. Ich möchte mit Dir zusammen sein... Intimität, weißt Du, kann das schönste auf der Welt sein. Sie gehört zum Leben. Können wir so etwas nicht haben?“

Verunsicherung breitete sich in Mendon aus. Sein ansonsten so makellos funktionierender Verstand schien auszusetzen. Er versuchte, mit dem zu arbeiten, was ihm jetzt noch blieb: „Margarethe... ich bin ein Benzite. Ich...“ Er hielt ein. „Ich *kann* nicht. Wir leben in unterschiedlichen Welten. Alles, was wir Benziten tun, dient dem kollektiven Wohl, es geht nicht in erster Linie um Identität und Individualität. Unsere Gesellschaften sind nicht kompatibel. Es ist eine unerträgliche Situation, und sie verletzt nicht nur Deine, sondern auch meine Integrität, Margarethe.“, beendete Mendon vorsichtig den Satz, wobei er wusste, dass er ihr vermutlich hiermit noch mehr wehtat.

„Verlass mich nicht.“, hauchte Margarethe wie hilflos. Die Schatten des Abends, die den Pavillon umhüllten, schienen ihre Stimme aufzusaugen. „Bitte.“

Mendon begann sich mit der Situation zu arrangieren. Einen solch negativen Effekt konnten Menschen auf ihn haben; er musste einen Weg finden, ihn zu eliminieren.

„Du bist meine beste Freundin.“, sagte er. „Diesen Wert für mich kann ich Dir zugestehen.“

„Was nützt mein Wert für Dich,“, hielt Margarethe entgegen, „wenn Du sagst, dass es bei Deinem Leben in erster Linie nicht um Deine Identität und Individualität geht?“

Darauf konnte Mendon nicht antworten. Er spürte den Widerspruch, und er spürte, dass er mit diesem Gedanken dabei war, seinen vorbestimmten Weg zu verlassen.

Schnell rief er sich innerlich zur Raison.

Margarethes schlanker Leib begann zu zittern und Mendon spürte den heftigen Kampf in ihr – sie versuchte, das emotionale Chaos in ihrem Innern unter Kontrolle zu bringen. Schließlich atmete sie mehrmals durch und sah ihn an. Dann zitierte sie die einleitenden Worte des allerersten Artikels der benziten Gesellschaftsschrift: „Wir bieten Dir Frieden, Frau, wir bieten Dir Frieden, Mann. Und noch einmal Frieden, Frieden und divergentes Schwingen zum Ziele unser aller Wohl und Fortschritt. Frieden, bis wir sterben...“

„Und auf diese Weise werde ich Frieden finden. Niemals allein...“, erwiderte Mendon sachlich. Dann drehte er sich um und verließ den Pavillon...

— — —

Nach dem Ende der Akademie–Ausbildung hatte Mendon das Studium fortgeführt und sich dabei auf taktische Strategie und Waffentechnik spezialisiert. Es folgte 2365 ein kurzer, zweiwöchiger Aufenthalt auf dem Flaggschiff, der *Enterprise–D*, dann drei Jahre Arbeit an Bord der *U.S.S. Gorkon* unter dem Kommando von Admiral Alynna

Nechayev, eine Zeit, die er ebenfalls in unmittelbarer Nähe von Menschen verbringen musste.

Die Erfahrungen an Bord der *Gorkon* blieben ohne Einfluss auf seine grundsätzliche Meinung: Die Terraner waren gesellig, tapfer und auch klug, aber sie ließen sich von Emotionen leiten. In ihrer Gesellschaft fiel es ihm immer schwerer, die strengen Grundsätze der benziten Gesellschaftsschrift zu befolgen. Es kostete ihn mehr und mehr Kraft, zersplitterte seine Gedanken.

Schließlich fällt er die Entscheidung, nach Benzar zurückzukehren. Er benötigte eine Pause zur Besinnung.

Sein Patent ruhte.

Je näher er seiner Heimatwelt kam, desto mehr fühlte sich Mendon in seiner Entscheidung, nach Benzar zurückzukehren, bestärkt.

Es tat gut, seine Familie wieder zu sehen, und er fand einen faszinierenden Arbeitsplatz im stellarkartgraphischen Institut der unter dem Wasser gelegenen Hauptstadt, Benzok. Sechs Jahre fristete er dort seine Zeit, und irgendwann kam ein Zeitpunkt, da überlegte er, ob es nicht falsch gewesen war, in die Sternenflotte einzutreten, und ob er nicht für immer auf Benzar bleiben sollte...

Ende 2373 brach der Krieg gegen das Dominion aus, und die Sternenflotte benötigte jeden verfügbaren Offizier auf seinem Posten.

Mendon nahm seine Vorabbeförderung zum vollwertigen Lieutenant entgegen und meldete sich zunächst auf der *Galaxy* als taktischer Offizier, wo er über ein Jahr lang unter Captain Telara Faith Dienst tat.

In den Wirren des Kriegs stieg er schnell auf, erhielt schließlich den Posten des stellvertretenden Sicherheitschefs auf der *U.S.S. Defiant*.

Mendon kam im Laufe der Einsätze auf der *Defiant* in zahlreiche gefährliche Situationen, zog seinen Kopf aber immer wieder aus der Schlinge.

Die Mission, die sich in seinen Schädel einbrannte – und zwar auf immer –, war die Belagerung von AR-558.

Während Captain Sisko und seine Crew einen Versorgungsflug zur Front unternahmen, entdeckten sie auf dem öden Planeten AR-558 Sternenflotten-Truppen, die bei der seit fünf Monaten andauernden Belagerung der größten Kommunikationsanlage des Dominion schwer dezimiert wurden. Wenn sie es schafften, herauszufinden, wie sie funktionierte, könnte die Sternenflotte Transmissionen des Dominion abhören. Zusätzlich zu den täglichen Geplänkeln mit dem Feind wurden die Soldaten von so genannten „Houdinis“ bedroht. Hierbei handelte es sich um Antipersonenminen, die sich im Subraum versteckten und dann ohne Warnung explodierten. Sisko entschloss sich dazu, der kommandierenden Nadia Larkin und ihren Truppen zu helfen, da diese kurz davor standen, von den Jem'Hadar überrannt zu werden.

Mendon selbst wurde mit der Führung eines zwölf Mann starken Sicherheitstrupps beauftragt, welche die Gegend um die Kommunikationsanlage mit Scharfschützenwaffen sichern sollte.

Was er erst im allerletzten Moment erfuhr: *Lieutenant* Margarethe O'Connell gehörte zu seinem Team. Sie hatte an der Seite von Nadia Larkin und den anderen monatelang gegen die Jem'Hadar ausgehalten.

Mendon war froh darüber, dass sie noch lebte und dass er sie wieder sehen durfte. Doch in gewisser Weise war ihre Anwesenheit dafür verantwortlich, dass er eine Tat

beging, die er sich sein Leben lang nicht verzeihen, die sein Leben für immer aus den Fugen bringen würde.

Am sechsten Tag seiner Präsenz auf AR-558 unternahm Mendon und sein Team einen Erkundungsgang, um die feindlichen Truppenbewegungen abzustecken. Dabei wurden sie von einem Jem'Hadar-Späher überfallen. Er gab zwei Schüsse ab und sofort waren zwei von Mendons Sicherheitsoffizieren tot – in Kürze tauchte eine ganze Horde von Gegnern auf. Mendon sah, wie Margarethe verletzt wurde, erschoss den entsprechenden Jem'Hadar, legte sie, die sie bewusstlos vor Schmerz war, sich um die Schulter und begann zu rennen. Alles geschah aus Instinkt. Er tat es einfach. Wie im Delirium hastete er hinein in einen großen Höhlenkomplex, hörte Schüsse und wie die Schreie der sterbenden Mitglieder seines Teams immer leiser wurden, bis sie schließlich verstummten.

Es gelang ihm, Margarethe zu retten – sie verlor zwar ihren rechten Arm, aber sie blieb am Leben. Anders, als die anderen Mitglieder von Mendons Sicherheitstrupp.

Als die Belagerung gegen das Dominion auf AR-558 gewonnen worden war, beschloss Mendon, wieder nach Benzar zurückzukehren. Diesmal endgültig.

Er war mit sich selbst nicht mehr im Reinen, hatte er doch einem elementaren Grundsatz der benziten Lebensphilosophie zuwider gehandelt: Er hatte das Wohl Vieler zugunsten eines Einzelnen geopfert. Margarethe.

Seine Gefühle waren durchgebrochen, und dies ließ ihn Ekel über sich empfinden. Wiederum ein Gefühl. Er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle.

Bevor er seine Rückreise nach Benzar antrat, musste er sich einem Gespräch mit Margarethe auf der Krankenstation der *Defiant* stellen.

Von ihrem Biobett blickte sie zu ihm auf und schenkte ihm ein Lächeln.

So wunderschön. So vertraut.

Nein, Mendon! Verwerfliche Gedanken!

„Wie geht es Dir?“

Mendon hatte jetzt keine Probleme mehr damit, ihre Hand zu nehmen, sie zu streicheln und dann festzuhalten. „Mir geht es gut.“, versicherte er. Sein Blick ging auf ein paar Schürfwunden am Armgelenk.

Doch Margarethe schien zu spüren, dass er versuchte, ihr etwas vorzumachen. Sie runzelte die Stirn und seufzte einen schwachen Laut. „Seit wann ist es zulässig, die obersten Grundsätze der benziten Gesellschaftsschrift zu ignorieren und zu lügen?“, fragte sie.

Mendon wusste ganz genau, worauf sie hinauswollte. „Nein, Margarethe.“, sagte er drohend. „Tu das nicht. Ich habe schon genug angerichtet.“

„Du hast überhaupt *nichts* angerichtet, Mendon.“, hielt sie dagegen, sodass ihr zarter Körper unter der Isolierdecke vibrierte. „Du hast eine Entscheidung getroffen, als sie anstand, so wie es jeder an Deiner Stelle getan hätte.“

„Die *falsche* Entscheidung!“, fauchte der Benzite.

Nein..., dachte er, als er sich seines emotionalen Ausbruchs bewusst wurde. *Das kann nicht wahr sein...*

„Sieh Dich doch an, Mendon. Deine Gefühle kommen zum Vorschein. Es sind noble Gefühle, glaub’ mir.“ Jetzt war es Margarethe, die mit ihrer verbliebenen linken Hand über seinen Arm streichelte. „Ich wusste, dass wir uns eines Tages wieder sehen würden. Es war irgendwie...in meinem Herzen. Du hast bewiesen, dass Du etwas für mich empfindest. Und ich danke Dir für Deine Rettung. Der Tod der Anderen tut mir so wahnsinnig Leid. Weißt Du, Mendon – es muss schlimm für Dich sein, dass Dein Innerstes in einer bestimmten Situation Vorlieben gezeigt hat. Aber so etwas liegt in der Natur *jedes* Wesens. Selbst in der eines Benziten. Um allen mit der gleichen Einstel-

lung zu begegnen, dürften keine persönlichen Beziehungen geknüpft werden...und wer ist zu einer derartigen Gleichgültigkeit imstande. Weißt Du's, Mendon? Ich jedenfalls weiß es nicht. Ich weiß nur eines: Ich will, dass wir zusammen bleiben...“

Zusammenbleiben... Mendons innerer Wirbel stockte zu Eis. Vielleicht stimmte es und Margarethe hatte Recht. Vielleicht war er in jenem Augenblick, da er die irrationale Entscheidung traf, sie zu retten und dafür die anderen zehn Sicherheitsoffiziere seines Teams dem sicheren Tod zu überlassen, mehr zu einem Menschen geworden als er sich einzugestehen bereit war. Höchstwahrscheinlich hätte er ebenso den Tod gefunden, wäre er geblieben und nicht mit Margarethe auf der Schulter geflohen. Überrascht von der Überzahl von Jem'Hadar. Aber sein Antrieb war die Rettung ihres Lebens gewesen; in jenem Augenblick schien alles andere nichtig. Es war ein wundervolles Gefühl. Seine ganze Welt, sein ganzes Universum drehte sich um ihre Existenz, und er hatte dafür selbst seine teuerste Gesellschaftsschrift Benzars verraten.

Ja, er war ein Verräter an den benziten Idealen.

Verräter...

Das Wort wollte hinter seiner Stirn nicht mehr verklingen...

Mendon beschloss nicht, auf Dauer nach Benzar zurückzukehren, aber auf eine innere Reise zu gehen, seine Introspektion voranzutreiben. Unmittelbar nach der Befreiung von AR-558 ließ er sich wegen eines psychologischen Traumas vom Dienst entbinden – und zwar *nachdem* er persönlich dafür gesorgt hatte, dass Margarethe in einem

Rehabilitationszentrum auf der Erde für verwundete Sternenflotten-Offiziere untergebracht wurde.

Er reiste nach Benzar zurück und traf die Entscheidung, die hiesige Form der Beichte abzulegen. Da Benziten an keine bestimmte Gottheit, sondern nur an die Reinheit und die Erstrebenswertigkeit von Verbesserung und Perfektion glaubten, waren gewisse Elemente nicht vergleichbar mit beispielsweise dem christlichen Glauben auf der Erde. Trotzdem ging es um Schuld.

Einer Vertrauensperson, einem salomonisch alten Benziten, aus dem ‚Hüterhaus der Gesellschaftsschrift‘ schüttete er seine Seele bezüglich der Entscheidung, Margarethe zu retten, aus.

Das Urteil fiel denkbar hart aus: „Du hast Dich auf einen dunklen Pfad begeben, mein Sohn. Deine Seele ist nicht mehr die Benzars. Du bist nicht mehr Teil unseres Kollektivs, sondern hast Dich verselbstständigt. Deine Seele ist in Aufruhr.“

„Was kann ich tun,“, fragte Mendon daraufhin, „um mich von dieser Schuld zu befreien?“

„Es gibt nur einen Weg: Du musst alle persönlichen Bindungen, insbesondere die, die Dich erst zu jener fatalen Entscheidung trieben, lösen und den Schmerz darüber hinter Dir lassen. Erst dann hast Du wieder die Möglichkeit, in Deinem Innern einer von uns zu werden.“

Damit war Mendons Leben einer klaren Zäsur unterzogen worden, konnte er doch das Geschehene in seinem Leben nicht mehr rückgängig machen. Jetzt kam es darauf an, Flagge zu bekennen – für Benzar oder für...ja, für wen? Für Margarethe? Für das, was die Beziehung zu ihr aus ihm gemacht hatte? Er wollte seine Gefühle nicht mehr ignorieren.

Mendon erinnerte sich an jenes Bild von Margarethe, als sie während des zweiten Akademiejahrs im Pavillon saßen

und sie ihm ihre Liebe gestanden hatte. Die Feuchtigkeit unter ihren Augen. Die wundervollen, gut duftenden Locken. Die Verletzlichkeit ihres Wesens. Den Schutz, den sie spürte, wenn sie sich an seine Brust schmiegte.

All das empfand er immer weniger als Verlust, sondern als Gewinn seiner Identität.

Ja, er *hatte* eine Identität. Und er wollte sie behalten.

Er wollte Margarethe behalten.

Auch, wenn das bedeutete, dass er sich von Benzar entfremdet hatte. Er war...

...*allein*...

Trotz seines Beschlusses, bei Margarethe zu bleiben und eine intime Beziehung mit ihr zu etablieren, misste Mendon Benziten in seinem sozialen Umfeld. Letzten Endes war nämlich die Art und Weise, wie Benziten Dinge angingen, für ihn wichtig. Die Art und Weise, wie sie technische Verbesserungen konzipierten und an derartigen Raffinessen werkten. Er war vielleicht nicht mehr im Herzen ganz Benzite, aber dafür rundherum umso mehr.

Deshalb kam es gerade richtig, dass die Sternenflotte in den letzten Kriegsmonaten ein eigenartiges Projekt launchte. Es war von einigen subversiven Elementen im Oberkommando durchgeboxt worden, und hinsichtlich ihrer Methoden waren diese bestenfalls waghalsig. Im Zuge eines kleinen Experiments waren zwei Kreuzer der *Nebula*-Klasse, entgegen der multikulturellen *Maxime* der Sternenflotte, mit reinrassigen Crews besetzt worden – die *U.S.S. T'Kumbra* unter Captain Solok setzte sich ausschließlich aus Vulkaniern zusammen, die *U.S.S. Cologne* unter Captain Mordock war nur mit Benziten besetzt, von denen die meisten nicht einmal Offiziere der Sternenflotte waren.

Kein offizielles Projekt, und es diente dem Ziel, gewisse taktische Talente in den Erbanlagen der beiden Spezies im Rahmen jenes Experiments zu entfalten.

Wenngleich die Resultate nicht eindeutig waren, so endete der Krieg doch alsbald, und die einfarbigen Crews blieben zusammen.

Für Mendon der geeignete Zeitpunkt, sich um einen Posten auf der *Cologne* zu bewerben. Er erhielt das Angebot, die Stelle des fehlenden Ersten Offiziers zu besetzen. Margarethe, mittlerweile in den Status eines Lieutenant Commander erhoben, begleitete ihn. Als einzige Nicht-Benzitin erhielt sie den Posten des leitenden Wissenschaftsoffiziers an Bord der *Cologne*.

Da sich die Benziten aufgrund ihrer identischen Genstruktur so gut wie gar nicht voneinander unterschieden und Mendon an seiner Identität – vor allem gegenüber seiner Partnerin – besonderes Interesse gefunden hatte, sprach er Margarethe auf eventuelle Verwechslungsmöglichkeiten an.

„Mach Dir keine Sorgen, Liebster.“, war ihre Antwort, gefolgt von einem zärtlichen Lächeln. „Deine Einzigartigkeit ist unverkennbar. Du bist gänzlich unverwechselbar für mich.“

Es tat gut, das zu hören.

An Bord der *Cologne* lebten sie beide sich ein, und es überraschte Mendon, wie viel Anpassungsfähigkeit Margarethe im Umgang mit seinen Artgenossen bewies.

All das hatte sie nur für ihn getan – eine begabte Wissenschaftlerin wie sie hätte überall Dienst tun können. Doch sie hatte sie gegen die Menschen entschieden und war ihm gefolgt. Dafür war er ihr sehr dankbar.

Es standen ihnen ein paar wundervolle Jahre bevor, in denen sich ihre ganze Liebe entfaltete und sie im Gleichklang aufgingen.

Er war...nicht mehr allein...

Es war der 5. November 2378 gewesen. Mendon hatte immer noch im Kopf, dass in diesen Tagen ein neuer Prätor namens Shinzon im romulanischen Imperium an die Macht gekommen war; ein Prätor, der offenbar Remaner war. An jenem Tag war die *Cologne* nach Cardassia Prime aufgebrochen, um dort an einem der zahlreichen Wiederaufbauprojekten teilzunehmen, welche der Föderationsrat seit Kriegsende initiiert hatte.

Doch die *Cologne* war niemals im cardassianischen Zentralsystem angekommen. Auf dem Weg durch den Ma-elstrom war sie von Orion-Piraten angegriffen und übernommen worden. Die Waffen der *Cologne* waren größtenteils durch vergrößerte Frachtanlagen und medizinische Versorgungsabteilungen dezimiert worden. Niemand an Bord hatte mit einem derartigen Angriff gerechnet – und niemand hatte widerstehen können.

Die Orioner hatten irgendein Nervengas über die Umweltsysteme verteilt, welches die gesamte Crew binnen weniger Sekunden außer Gefecht setzte. Das war das letzte Mal gewesen, dass Mendon sich als Sternenflotten-Offizier und als freier Mann auf seinem Schiff befunden hatte.

Doch seine Freiheit hatte er eigentlich schon früher verloren, und zwar mit dem Tode Margarethes Ende 2377...

Während einer Mission der *Cologne* in entlegenen, unerforschten Raum kam es zur Entdeckung einer weiteren Kulturstätte der vor Jahrtausenden verschwundenen Iconianer. Dabei trafen sie erneut auf ein spezielles SONDENSYSTEM, welches die *Cologne* mit einem hochkomplexen

Computervirus infizierte. Binnen weniger Stunden litt das Schiff unter massivem Systemversagen, und manchmal schien es fast so, als würde der Bordcomputer den absichtlichen Versuch unternehmen, die Crew umzubringen.

Mendon war gerade auf dem Weg in den Maschinenraum, um dem Chefingenieur bei seinem Versuch zu unterstützen, das fremdartige Computervirus einzudämmen, da erklang plötzlich ein Notruf aus der Shuttleabteilung, der Computer habe irgendwie die zehnköpfige Wartungsmannschaft eingesperrt und nun auch die Auto-Startsequenz für ein Shuttleschiff initiiert – innerhalb von ein paar Minuten würden diese Leute dem Vakuum des Alls ausgesetzt werden! Mendon hatte Glück, war er doch zufälligerweise in unmittelbarer Nähe der Notfallabschaltungsrelais für den automatischen Zugriff des Computers auf die Hangars. Gerade war er damit beschäftigt, die Relais außer Kraft zu setzen – er kämpfte gegen einen massiven Zeitdruck –, da erreichte ihn ein Notruf von Margarethe : Sie stecke in einer Luftschleuse fest, deren Systeme sie gerade gewartet habe.

„Mendon, bitte beeil Dich! Wenn der Computer diese Schleuse öffnet, dann –...“

„Beruhige Dich, Margarethe! Ich bin gleich bei Dir!“

Es war ein Kampf an zwei Fronten gegen den eigenen, ansonsten so loyalen Bordcomputer. Und Mendon hatte es im Gefühl, dass er diesen Kampf nicht gewinnen konnte.

Sein Gefühl ließ ihn nicht im Stich.

In letzter Sekunde erreichte er es, die Wartungscrew im Shuttlehangar zu retten, Margarethe konnte er jedoch nicht helfen. Der Computer hatte zwar nicht die Schleuse geöffnet, aber dafür den Sauerstoff aus dem Bereich abgezogen; sie war qualvoll erstickt.

Als sie einige Tage später das Virus hatten beseitigen können und auf dem Weg zu einer Sternenbasis waren,

stand Mendon bei Margarethe im Bestattungsraum der *Cologne*, trauerte und dachte über das Geschehene nach. Diesmal *hatte* er sie nicht vor dem Tod bewahren können, und zwar nicht, weil er es nicht hätte tun können...sein Gewissen war ihm in die Quere gekommen – ein Gewissen, das benzit war, nicht menschlich. Hätte er alles stehen und liegen gelassen und wäre unverzüglich zu Margarethe gerannt, um sie zu retten, dann wäre die gesamte Wartungsscrew gestorben.

Wieder einmal hätte er den Grundsatz verletzt, das Wohl eines Einzelnen über das von Vielen zu stellen. Mendon war eigentlich davon ausgegangen, er sei bezüglich jener gravierenden Entscheidung auf AR-558 mit sich selbst ins Reine gekommen. Als sich die Situation durch eine Verkettung unglücklicher Umstände nun wiederholt hatte, da wusste er, dass es für einen Benziten fatal war, so zu denken. Er hatte Margarethe bewusst sterben lassen...

...und das konnte er sich noch viel weniger verzeihen.

Mendon entwickelte einen nahezu unerträglichen inneren Konflikt, hatte er doch beide Seiten der Medaille kennen gelernt: Ein wichtiger Teil, den Margarethe – die einzige Person in seinem Leben, die er jemals wirklich liebte – zum Leben erweckt hatte, trachtete nach Identität, und er hatte sich geschworen sie zu beschützen. Ohne sie, das hatte er für sich selbst herausgefunden, war seine Existenz nichtig. Der andere Teil von ihm – und jenen hatte er mit dem Lauf der Jahre nach AR-558 zusehends zu leugnen versucht – war benzit. Er war immer benzit gewesen und er würde benzit bleiben, mit allen Folgen, die darauf erwachsen: Die Prinzipien der Gesellschaftsschrift konnten und durften nicht ignoriert werden.

Im Laufe seines vierjährigen Sklavendaseins beim Vol'undrel-Konsortium hatte Mendon jede Menge Zeit, über seine Handlungen zu reflektieren. Möglicherweise, dachte er, war er gar kein schlechter oder gestörter Mann, sondern hatte einfach durch seinen außergewöhnlichen Werdegang Dinge erfahren, die anderen Benziten nicht zuteil wurden.

Er hatte erfahren, dass es Spannungsverhältnis herrschte zwischen der eigenen Identität, verbunden mit dem höchsten persönlichen Gut – der Liebe und Leidenschaft –, und schließlich der Gesellschaft, in der man seine Wurzeln hatte.

Insbesondere nach Margarethes Tod war Mendon nicht mehr derselbe Benzite. Er wandte sich wieder den benziten Leitsätzen zu, verbannte die Emotion und kämpfte wieder darum, zu seinem alten Selbstbild zurückzufinden, was ihm auch gelang. Aber das war nur Oberfläche. Nur Tünche. In seinem tiefsten Innern ging der Konflikt weiter.

Der Konflikt zwischen dem eigenen Kampf um Einzigartigkeit auf der einen und einen Platz in der Gesellschaft auf der anderen Seite.

Vielleicht war es Selbstschutz, zu seinem ursprünglichen Wesen zurückzukehren. Er flüchtete sich zurück in die benzite Identität, obwohl er nicht mehr wirklich an sie glaubte.

Du hast Dich auf einen dunklen Pfad begeben, mein Sohn. Deine Seele ist nicht mehr die Benzars. Du bist nicht mehr Teil unseres Kollektivs, sondern hast Dich verselbstständigt. Deine Seele ist in Aufruhr., hörte er die Worte aus dem ‚Hüterhaus der Gesellschaftsschrift‘ hinter seiner Stirn erklingen.

„Es gibt nur einen Weg: Du musst alle persönlichen Bindungen, insbesondere die, die Dich erst zu jener fatalen Entscheidung trieben, lösen und den Schmerz darüber

hinter Dir lassen. Erst dann hast Du wieder die Möglichkeit, in Deinem Innern einer von uns zu werden.“

Und vielleicht folgte er diesem Weg, weil er in Wirklichkeit keinen anderen mehr sah, um seine Existenz jeden Morgen aufs Neue vor sich selbst rechtfertigen zu können.

Aber sein insgeheimen Ziel – oder seine Hoffnung – erfüllte sich nicht. Er blieb allein. Allein im Herzen.

Doch zu jenem Zeitpunkt konnte Mendon noch nicht ahnen, dass seine Reise noch längst nicht vorbei war, dass sie sich während seiner Zeit im Vol'undrel-Konsortium bloß eine unangenehme Auszeit genommen hatte. Denn im Jahre 2382 würde ein Captain der Sternenflotte in seiner Zelle – ausgerechnet in *seiner* Zelle landen –, die ihn zurück nach Hause brächte.

Zurück in die Familie – und an einen Ort, an dem es immer warm, an dem man *niemals* allein war...



:: Kapitel 7

Geheimnisvoll und doch vertraut

Bogy't musste unwillkürlich schlucken, als das Bild eines ehemaligen Freunds sein Augenlicht einnahm.

Es war entsetzlich. Joes rechte Gesichtshälfte war vollständig verbrannt, heißes Blut quoll ihm aus den Schläfen und er stöhnte leise vor Schmerz. Als Bogy't näher kam, musste er sich auch eingestehen, dass das linke Bein seines Kollegen zerfetzt war. Er lag in seinen eigenen Säften.

Er überwandte alle in ihm aufkeimende Übelkeit mit der Trauer und dem Zorn des Anblicks und kniete vor Joe nieder.

Dessen Augen waren geschlossen. Vermutlich konnte er auch nichts mehr sehen. „Bo...Bogy't...?“, stöhnte er voller Schmerz und hustete Blut. „Bist Du das?“

„Ich bin es.“, versicherte er seinem Partner. „...habe versagt...“ Wieder hustete er. „Leg' ihnen das Handwerk...sie dürfen nicht...“ Joe knickte zur Seite, und Bogy't wich vor Schrecken zurück.

„Nein...“

Schweißgebadet riss Bogy't die Augen auf und schnellte hoch. Einige Sekunden der Irritation umgaben ihn, bis er sich seines Aufenthaltsorts bewusst wurde – sowie der wenig erfreulichen Tatsache, dass er soeben unschön geträumt hatte.

Dann legte sich eine Hand auf seine Schulter.

„Hey, ist alles okay mit Dir?“

Annika. Sie war bei ihm. So, wie er sich stets gewünscht hatte. So, wie er es sich immer noch wünschte.

Das Geräusch nächtlicher Grillen drang von außerhalb, und er erinnerte sich daran, dass sie in ihrem Zelt waren. Direkt unter der Obhut des El-Capitan.

„Ja. Es ist nichts weiter. Hab’ ich Dich geweckt?“

„Nein. Aber ich mache mir Sorgen um Dich.“

„Inwiefern?“

„Egal, welcher Stern es ist – warum müsst ihr Männer eigentlich immer so tun, als wären wir Frauen nicht imstande, durch eure dünne Fassade zu blicken?“

„Vielleicht, weil wir unsere Partnerinnen vor den...unschöneren Seiten unseres Wesens zu schützen versuchen.“

„Dasselbe könnte ich auch sagen, Bogy’t. Du schläfst seit Tagen so unruhig. Hattest Du wieder einen Albtraum? Diesen einen von Joes Tod?“

„Ja. Doch das macht nichts.“

„Es *macht* nichts?“

„Annika, glaub’ mir bitte – es geht mir gut. Sehr gut sogar. Ich weiß, wer ich bin. Und je länger wir beieinander sind, desto mehr weiß ich, dass es viel wichtiger ist, Träume zu haben als sie realisieren zu können; vielleicht ist das zweite sogar nötig, um das erste möglich zu machen.“

„Was meinst Du?“

„Ich weiß noch: Joe war der Schwarm vieler Frauen. Sie rannten ihm hinterher, wollten sich mit ihm verabreden. Da war etwas an seinem Wesen, das sie alle anlockte. Vielleicht war es gerade seine Zurückhaltung beim anderen Geschlecht. Doch er blockte ab. Jedes Mal. Er knüpfte keine Beziehung. Nicht eine einzige. Ich sprach ihn darauf an, warum er trotz seiner augenscheinlichen Beliebtheit nicht ein einziges Mal versuche, sich zu verlieben. Die Antwort, die er mir daraufhin erteilte, war: Keine Liebe wird

erwidert, Bogy't. Dieser Satz beschäftigte mich noch eine lange Zeit. Auch nach seinem Tod auf Pestor V. Ich fragte mich: Was, wenn Joe Recht hatte? – was, wenn du in Wahrheit eine ganz Facette an Deinem Partner liebst als dieser von Dir annimmt? Was wäre dann die Liebe? Heute bin ich der festen Überzeugung, dass Joe sich geirrt hat. Natürlich, enttäuscht zu werden ist eine Gefahr, die wir eingehen müssen, wenn wir lieben wollen. Aber gerade durch Dich, Annika, hab' ich gelernt, dass eine Liebe auch eine ganz neue Form des Denkens mit sich bringen kann. Eine Art des Denkens und Fühlens, die beide entwickeln und beide teilen. Das ist die wahre Form der Bindung. Es tut mir immer noch leid, dass ich, nachdem wir zusammengekommen waren, sofort versucht hatte, uns aneinander zu ketten. Aber ich habe gelernt. Zum Teufel mit Canopus, zum Teufel mit all dem fassadenhaften Getue – solange ich meinen Traum habe, nämlich dass wir beide zusammenbleiben, ist alles andere nichtig. Und so träume ich lieber weiter. Denn es gibt nichts Schöneres.“

„Mein Traum...“ Zwei letzte Worte – Bogy't war sofort wieder eingeschlafen. Annika, die sich zuvor aufgerichtet und über ihn gebeugt hatte, hatte er wieder zu sich herabgezogen und drückte sich nun – die eine Hand an ihrem Bauch, die andere auf ihrer Brust – fest an ihren warmen, weichen Rücken.

Sie jedoch konnte gerade jetzt nicht mehr schlafen. Er hatte ihr zu denken gegeben.

Und je länger wir beieinander sind, desto mehr weiß ich, dass es viel wichtiger ist, Träume zu haben als sie realisieren zu können.

Bogy'ts Worte, die hinter ihrer Stirn nachhallten, muteten irgendwie hybrid an. Gleichsam waren sie geheimnisvoll und vertraut. Annika beschlich das Gefühl, während sie so

darüber nachdachte, sie verstünde die Worte im einen Augenblick gänzlich – vielleicht war es *die* Wahrheit, das Gesetz ihres persönlichen Lebens –, im anderen fand sie keinen Zugang zu ihnen.

Eines hatte sie aber unabdingbar feststellen können: Bogy't, lange Zeit immer wieder unsicher, zweifelbelastet, hatte seinen Frieden mit der Welt und sich selbst gemacht, schien Ewigkeit geatmet zu haben, und das im positiven Sinne. Er schien um seine Liebe zu wissen. Weil er glaubte.

Geheimnisvoll und doch vertraut... Vielleicht war das sogar die Bedingung schlechthin, um Liebe erst möglich zu machen. Indem der Reiz fortexistierte, den Partner ergründen zu wollen, man aber auch Fortschritte dabei erzielte – wenngleich man nie ans Ziel kam.

Irgendwann hatte das Universum entschieden: Damit man alles, auch seine Existenz, richtig würdigen kann, hat das Leben kurz zu sein. Nur diejenigen, deren Leben begrenzt ist, konnten von der Unverlöschlichkeit der Liebe sprechen. Solange die Dinge in der Balance blieben, zählte nur das Gefühl für diese Wahrheit – und sie *wurde* wahr.

Vielleicht hatte Annika Hansen in jenem wunderbaren Augenblick, der völlig unverhofft über sie gekommen war, ein Ziel erreicht, an das sie schon lange nicht mehr gedacht hatte: Mensch werden. Als Mensch leben.

Wohlmöglich lagen im lichten Moment der Erkenntnis, die sich ihr gerade auf so zweifelhafte, vage Weise preisgegeben hatte, die Schätze dieser Welt begründet.

Geheimnisvoll und doch vertraut... Vielleicht war das...Perfektion...



:: Kapitel 8

*Bogy't:
Deus Ex Machina*

...während Annika über ihn wachte, konnte sie nur erahnen, dass er einen Punkt erreicht hatte, da er endlich mit sich und seinem Werdegang ins Reine gekommen war.

Doch dieser Prozess hatte gerade erst eingesetzt.

Die Welt der Träume ist unergründlich, da endlos persönlich.

Persönlich...ja, das war es...denn bis zum nächsten Morgen, während er schlief, erzählte Bogy't sich selbst die Geschichte seines Lebens...

Es ist eine Geschichte, in der er endlich einen Sinn finden würde...

Es war schon merkwürdig, das Leben.

Der nunmehr neunjährige Bogy't gab sich jeden Tag aufs Neue mit Leidenschaft der Illusion hin, heute würde alles anders werden. *Besser*. Aber auch an diesem Tag machte ihm das Leben einen Strich durch die Rechnung.

Er saß mit seiner Mutter bei Tisch, und so wie jeden Tag startete sie kopfschüttelnd in ihr Essen, stocherte darin herum und sagte dann: „Es geht nicht länger so weiter, Bogy't. Es geht nicht länger so weiter. Ich kann uns beide nicht mehr ernähren. Den ganzen Tag lang arbeite ich mich tot, aber ich bekomme einfach nicht genug Credits 'rein.“

Bogy't kannte den Grund nicht, warum ihm seine Mutter jedes Mal aufs Neue diese ernüchternden Worte sagte, aber er konnte zumindest ihre innere Verfassung nachvollziehen, die ja auch etwas mit ihrer ständig drohenden Selbstresignation zu tun hatte.

Vor einem halben Jahr hatte Nagrette ihren Mann, er seinen Vater verloren. Careg war während eines Grubeneinsturzes ums Leben gekommen. Natürlich hatte jeder in der kleinen Familie – selbst Bogy't – gewusst, dass der Job eines Bergarbeiters ein harter war, und alles andere als risikofrei. Aber sowohl sein Vater als auch Nagrette waren seit jeher stolz darauf gewesen, Teil des aufstrebenden Unterfangens Europa Nova zu sein. Beide entstammten sie der Unterschicht – Careg hatte ein Jahrzehnt lang in einem innerstädtischen Bürogebäude auf Nydraris Fußböden gewischt, Nagrette als ‚leichtes Mädchen‘ im urältesten Gewerbe auf Farius Prime gearbeitet. Eher zufällig lernten sie einander kennen und heirateten daraufhin hastig. Beide fällten den Beschluss, aus den Grenzen ihres allzu bescheidenen Daseins ausbrechen, ihr Glück anderswo versuchen zu wollen. Europa Nova, eine aufstrebende blockfreie Handelswelt, zog sie an. Nach der irdischen Tradition der Vereinigten Staaten hatte sie jemand als die ‚Welt unbegrenzter Möglichkeiten‘ titulierte. So waren sie nach Europa Nova gezogen, wo Careg eine Einstellung als Bergarbeiter, Nagrette den Job einer Bürohilfe erhielt. Es waren harte Tätigkeiten, die nur sehr begrenzten Lohn einspielten. Trotzdem beschlossen sie, ein Kind zu bekommen.

Bogy't hatte seine Eltern von Anfang an als ehrliche und ungeheuer pflichtbewusste Leute im Kopf gehabt. Sie schufteten hart, ohne auch nur einmal zu murren, ohne Rücksicht auf eigene Verluste, und das nur, um ihm eine gesicherte Zukunft zu ermöglichen.

Jetzt war Careg tot und eine Verkettung unglücklicher Umstände hatte jüngst dazu geführt, dass Nagrettes Arbeitsplatz von ihrem Unternehmen wegrationalisiert worden war. Mit ihren nicht einmal dreißig Jahren hatte seine ungelernte Mutter keine andere Jobaussicht gehabt, und sie beide konnten auf die Credits nicht verzichten, nicht einmal für wenige Monate. Also war sie wieder anschaffen gegangen. In den Straßen von Europa Nova lümmelten sich oftmals fette, reiche Kaufmänner, die Interesse an einem kurzen Spaß hatten – und Nagrette eine Möglichkeit boten, den Unterhalt für sich und ihren Sohn zu erwirtschaften.

Sie war eine starke Frau, war sich für nichts zu schade, und Bogy't bewunderte sie dafür. Mehr als alle anderen.

Aber jenseits der Bewunderung für seine Mutter waren die Tatsachen bitter: Gerade in den kommenden Jahren, da Nagrette immer wieder zwischen verschiedenen Aushilfsjobs, die unter normalem Mindestlohn bezahlt wurden, wechselte, manchmal sogar gleich annehmen musste, um genügend zu verdienen, sackte sie mehr und mehr in Depressionen ab. Vermutlich ahnte sie, dass sich das Schicksal – an das sie doch eigentlich stets geglaubt hatte, und zwar weil sie an Gott glaubte – nicht als gnädig erwiesen hatte. Die Entität, welche dieses Welttheater lenkte, hatte ganz einfach entschieden, sie auf der Strecke vergehen zu lassen, so schien es fast. Sie fragte sich wohl: Was habe ich falsch gemacht? Warum wird mir so etwas angetan, wo ich doch jede Faser meiner Existenz in den Dienst an meiner Familie, meines Sohnes, gestellt habe?

Zunächst verlor Nagrette ihren Glauben. Aber das hinderte sie nicht daran, sich weiterhin für Bogy't einzusetzen. Im Gegenteil, die schier endgültige Erkenntnis, dass Gott sie verlassen haben musste, steigerte ihr Bewusstsein für die letzte Front in ihrem Leben: ihren Sohn. Mit aller Ver-

bissenheit warb sie Freier an, wollte so viele Credits wie möglich verdienen, um Bogy't eine gute Privatschule auf Europa Nova finanzieren zu können.

Für Bogy'ts Jugend, vor allem im Zeitraum vom elften bis zum sechzehnten Lebensjahr, bedeutete dies, alleine groß werden zu müssen. Ohne Eltern. Freilich, denn Nagrette konnte nicht überall sein.

Und so kam es, dass Bogy't sich für einen Freundeskreis entschied, der ihm – obwohl oder vielleicht *gerade* weil seine Sitten rau waren – das Gefühl gab, in eine Ersatzfamilie aufgenommen zu werden. Ihr Anführer war Stilly, ein äußerst aggressiver und grobschlächtiger Kerl, der in seiner Bande die Pflicht eingeführt hatte, regelmäßig die Schule zu schwänzen und hin und wieder ein wenig für Unterhaltung zu sorgen – Bogy't hatte bislang keinerlei Erfahrungen mit Rauschgift gemacht, und eigentlich wusste er ganz genau, wie ihn seine Eltern und Lehrer stets davor gewarnt hatten, aber diesmal ging es nicht darum, sich an moralische und gesundheitliche Vorgaben von Richtig und Falsch zu halten, sondern um endlich Teil eines akzeptierten Ganzen zu sein. Nicht mehr allein zu sein. *Deshalb* nahm Bogy't die Drogen.

Über Jahre hinweg gedieh in ihm die Sucht, und wann immer Bogy't darüber nachdachte, wann es an der Zeit wäre, aufzuhören, kam ihm die Mitgliedschaft in Stillys Gruppe in die Quere: Er *wollte* dabei bleiben, um jeden Preis. Genauso verhielt es sich mit der Schule: Was brachte sie ihm schon? Ohne Stilly und die anderen fühlte er sich schwach, und so war die Entscheidung fremdgetroffen. *Er* war fremdbestimmt, in seinem ganzen Tun und Wirken.

Eine schier endgültige Erkenntnis...

Einer der Momente, die Bogy't sein Leben lang in Erinnerung bleiben würden, war der Tod seiner Mutter.

Nagrette war schließlich an einer fürchterlichen Lungenentzündung erkrankt, und von diesem Zeitpunkt ging es immer weiter bergab. Zunächst manifestierte es sich über bloßen Keuchhusten und Fieberattacken, später war sie nicht einmal mehr imstande, ihrem bemitleidenswerten Beruf nachzugehen.

Mit dem sechzehnten Lebensjahr sah Bogy't seine Mutter zum letzten Mal. Er würde es wohl nie vergessen, dieses Bild. Nagrette, kreidebleich und schweißnass, eingewickelt in eine Decke, der Leib unablässig zitternd. Sie kann kaum noch sprechen, jede noch so kleine Anstrengung tut ihr weh. Ein letztes Mal bittet sie ihn zu sich.

„Bogy't,“, keucht sie, „versprich mir, dass Du das Bestmögliche aus Dir machst.“

„Wie?“, fragt der Junge hilflos.

„Nimm meine Credits. Versprich mir, auf die Akademie der Sternenflotte zu gehen.“

Er wusste nicht, wie ihm geschah. „Ich verspreche es Dir.“, sagte er schnell, vom Leid ergriffen.

Kurz darauf schloss Nagrette für immer ihre Augen. Aber sie starb mit einem Lächeln.

Da stand Bogy't also, zurückgelassen mit einem Versprechen, welches er in erster Linie deshalb ausgesprochen hatte, um seine Mutter nicht auch noch im Tod zu enttäuschen.

Doch worauf er sich eingelassen hatte, wusste er nicht.

Kurzweilig wurde er, der nun Vollwaise war, von einer Freundin Nagrettes aufgenommen, die Bogy't jedoch im höchsten Maße stiefmütterlich behandelte. Er hatte nichts

mehr zu verlieren, riss sich los von allem, was er auf Europa Nova gefunden hatte – von Stilly & Co., von den Drogen und vom Rausch – und beschloss, dem Versprechen nachzugehen, das er gegeben hatte.

In einer Rekordzeit holte er all den versäumten Stoff in der Schule nach und schloss mit gutem Ergebnis ab.

Mit achtzehn Jahren nahm er sein Leben endlich selbst in die Hand. Er schrieb sich bei der Akademie der Sternenflotte ein – und schaffte die Aufnahmeprüfung...

— — —

2364

„Viel zu langsam, Kadett! Zehn Runden!“

Bogy't sah zu Lieutenant Nimembeh, dem Offizier seiner Vorbereitungsgruppe. Er war sicher, einige Sekunden schneller gewesen zu sein als beim letzten Mal – in knapp siebzehn Sekunden hatte er seinen Phaser demontiert, rekonfiguriert und wieder zusammengesetzt. Wie viel Zeit musste er denn *noch* einsparen? Er wollte gerade danach fragen, als Nimembeh sagte: „Wenn ich einen Befehl erteile, so erwarte ich, dass Sie ihm *unverzüglich* Folge leisten! Fünfzehn Runden!“

„In Uniform und Stiefeln?“, entfuhr es Bogy't ungläubig. Er war unerfahren genug, um nicht zu wissen, was er herauforderte.

„Zwanzig Runden!“

Bogy't brach auf, bevor Nimembeh die Rundenzahl erneut erhöhte. Empörung und Zorn brodelten in ihm. *Zwanzigmal* um den Platz in Uniform und Stiefeln? Mit Turnschuhen wäre alles ganz einfach gewesen, aber die schwarzen Lederstiefel eigneten sich nicht fürs Joggen. Bestimmt holte er

sich Blasen. Dies war alles so willkürlich. Was sollte mit derartigen Maßnahmen bewirkt werden?

Glücklicherweise war es nicht besonders warm – in San Francisco wurde es selten zu warm – und eine kühle Brise wehte ihm entgegen, als er den Paradeplatz verließ, den makellosen Rasen der Sternenflotten-Akademie hinter sich brachte und die Laufbahn erreichte. Mit der richtigen Kleidung wäre es sogar angenehm gewesen, zwanzig Runden zu laufen. Fünf Kilometer – unter normalen Umständen eine Kleinigkeit, genau die richtige Distanz, um sich aufzuwärmen.

Doch nach der Hälfte der ersten Runde wusste Bogy't, dass es nicht leicht sein würde. Die Kadettenuniform kratzte an einigen Stellen und die Stiefel waren schwer. Früher oder später würden sie ihm wie eiserne Gewichte erscheinen.

Er trachtete danach, seine Gedanken von allem Ballast zu befreien, konzentrierte sich nicht auf den Körper, sondern auf den Rhythmus des Laufens. Er konnte es schaffen und war entschlossen, alles ohne Klage hinter sich zu bringen – auf keinen Fall wollte er Nimembeh die Genugtuung gönnen, dass er versagte. Er stellte sich vor, auf seiner Heimatwelt Europa Nova zu sein, dachte an die riesige Hauptstadt, durch die er mit Stilly und seiner Bande vor einigen Jahren noch sorglos gelaufen war, in Versuchung geführt vom Gefühl der Unabhängigkeit. Damals war er völlig frei gewesen, von nichts und niemandem behindert. Trotz allem Übel, das er mitgemacht hatte, schien dieses goldene Gefühl – Unabhängigkeit – alle Bitterkeit, die Drogen und den Suff legitimiert zu haben. Doch diese Zeit war vorbei. Jetzt stand er im Leben. Und immer noch wusste Bogy't nicht, was er davon zu halten hatte.

Zu Anfang funktionierte es. Er fand zu einem Rhythmus, den die Stiefel tolerierten, ohne ich zu strafen. Er entdeckte

auch die richtige Schrittlänge, um dafür zu sorgen, dass die Uniform möglichst wenig an den Innenseiten seiner Oberschenkel scheuerte. Er entsann sich an die Geräusche und Gerüche, die er damals bei seinen Steifzügen mit Stillys Bande wahrgenommen hatte. Erst jetzt wurde ihm klar, wie lieb und teuer ihm jene Erinnerungen waren. Er besaß keine besseren.

Zehn Runden lang blieb alles erträglich und voller Reue dachte er daran, dass er jetzt alles überstanden hätte, wenn er bereit gewesen wäre, sofort zu gehorchen. Aber er hatte erst die Hälfte hinter sich, und bestimmte Anzeichen deuteten darauf hin, dass es bald schlimmer wurde.

Die Füße mussten in den Lederstiefeln viel aushalten und begannen zu protestieren. Die Beine sträubten sich immer mehr dagegen, so schwere Gewichte zu heben. Und was noch wichtiger war: Es entstanden wundete Stellen dort, wo sich die Reibung durch die Socken immer mehr auf die Haut auswirkte; an einem Zehengelenk, an der Ferse und an einem Mittelfußknochen.

Das würde besonders schwer zu ertragen sein. Wie seltsam, dass eine kleine Läsion in den obersten Hautschichten so intensiven Schmerz verursachen konnte – ein Hinweis auf das komplexe Netzwerk aus Nerven, das sich dort erstreckte. Nun, es gab Möglichkeiten, mit Schmerzen fertig zu werden.

Zwölf Runden. An drei Stellen hatten sich Blasen gebildet: Am linken großen Zeh, an der linken Ferse und am rechten Rist. Während der letzten beiden Runden hatten die Schmerzen exponentiell zugenommen, was nichts Gutes für die nächsten acht versprach.

Dreizehn Runden. Die Bahn schien auf schreckliche Weise länger geworden zu sein, weit länger als zweihundertfünfzig Meter. Bogy't wurde langsamer, was die Schmerzen

jedoch nicht linderte. Er biss die Zähne zusammen, dazu entschlossen, alles zu ertragen.

Vierzehn. Er zwang sich, an die Sommer auf Europa Nova zu denken. Tage, an denen er keine Sorgen verspürte.

Fünfzehn. Drei Punkte an seinen Füßen fühlten sich wie drei heiße Kohlen an, die sich in die Knochen brannten. Bogy't stolperte kurz und nahm seine ganze Willenskraft zusammen, um weiterzulaufen.

Sechzehn. Den Schmerz auf Distanz halten. Ihm nicht nachgeben, denn sonst würde er unerträglich werden. Die Aufmerksamkeit anderen Dingen widmen.

Bei Bogy'ts Volk gab es mehrere Bräuche, die der Selbstkasteiung dienten. Adlige Frauen auf Europa Nova führten zum Beispiel ein Ritual durch, bei dem es darum ging, die Zunge mit einem Dorn zu durchbohren und anschließend einen Strick durchs Loch zu ziehen. Adlige Männer standen ihnen in nichts nach, durchbohrten ihre Vorhaut und ließen Blut auf Papier tropfen, das sie dann als Gabe für die Götter verbrannten.

Was für armselige, rückständige Bräuche..., dachte Bogy't säuerlich. Dabei war doch Europa Nova in der ganzen Galaxis anerkannt als fortschrittliche Welt.

Doch vielleicht hatte all das hier, was er an der Akademie durchmachte, auch etwas damit zu tun: Vielleicht wollte man ihn so auf seine Zeit als Krieger vorbereiten, und er hatte gar nichts gegenüber Nimembeh falsch gemacht...

Siebzehn. Der Schmerz beeinträchtigte inzwischen seine Fähigkeit, sich auf andere Dinge zu konzentrieren. Grausamkeit. Ging es der Sternenflotte darum? Was sollte mit dieser Gemeinheit erreicht werden? Bereitede es Nimembeh irgendein perverses Vergnügen, auf diese Weise seine Macht über die Kadetten zu demonstrieren? So erschien es Bogy't, seit er an der Akademie eingetroffen und Nimembeh zugeteilt worden war. Jede Vorbereitungsgruppe bestand

aus zwanzig Kadetten. Im Verlauf von zwei Wochen sollte der Ausbilder sie in eine disziplinierte, gut aufeinander abgestimmte Gruppe verwandeln, bevor das erste Semester der Akademie begann.

Von Anfang an gewann Bogy't den Eindruck, dass es Nimembeh auf ihn abgesehen hatte. Er wies dem achtzehnjährigen Mann besonders unangenehme Aufgaben zu und bestrafte ihn streng, wenn er seinen Erwartungen nicht gerecht wurde – was praktisch immer der Fall war. Dieser zermürbende Fünf-Kilometer-Lauf stellte nur eine der disziplinarischen Maßnahmen dar, die Bogy't – als einziges Mitglied seiner Gruppe – hinnehmen musste.

Nimembeh mochte ihn also nicht. Aber jetzt fehlten nur mehr drei Runden, und er würde dem vermaledeiten Ausbilder zeigen, dass er sich nicht so leicht unterkriegen ließ. Was auch immer sich der verdammte Sadist für ihn einfallen ließ – Bogy't wollte es ertragen. Er wollte stark sein. Auch, wenn er jetzt keine Bande mehr hatte, in der er sich stark fühlen konnte. Er war allein.

Achtzehn Runden. Jeder Schritt schickte Dolche aus Schmerz von den Füßen zum Gehirn und Bogy't suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, damit fertig zu werden. Er begann zu singen...

Weiter vorn, am Ende der Laufbahn, stand jemand und zeichnete sich als Silhouette vor dem Licht der untergehenden Sonne ab. Es war Nimembeh. Den dünnen Körper und kahlen, dunkelhäutigen Kopf hätte Bogy't überall erkannt. Bestimmt wollte er sehen, wie der Kadett zusammenbrach, aber Bogy't war nicht bereit, ihm diesen Gefallen zu tun. Er brachte die Kurve der Laufbahn hinter sich, ohne einen Blickkontakt herzustellen, sah das dunkle, ernste Gesicht nur aus dem Augenwinkel.

Neunzehn. Noch eine Runde. Eine Runde konnte er noch laufen, selbst mit blutenden Füßen und dem Gefühl, bei

jedem Schritt auf Messerspitzen zu treten. Er konzentrierte sich auf das Erinnerungsbild der dunklen Gestalt vor der untergehenden Sonne, schleuderte ihr all seinen Zorn und seine ganze Empörung entgegen. Die schrecklich heiß in ihm brennende Pein verstärkte den Zorn – Bogy't stellte sich vor, wie eine Flamme daraus wurde, die Nimembeh verbrannte.

Dieses Bild brachte ihn durch die erste Hälfte der letzten Runde. Die zweite Hälfte trug ihn der Sonne entgegen und damit auch der Silhouette...

Die Gestalt hatte sich verändert. Bogy't sah nicht Nimembehs dunkle Präsenz, die ihn reglos observierte, sondern jemand anderen, eine Person, die einer hellen Erscheinung gleichkam, so als wäre ein Geschöpf aus Schnee vom Himmel herabgestiegen. Er erzitterte voller Ehrfurcht.

Als er näher kam, ließen sich Einzelheiten in dem weißen Glühen erkennen. Er sah eine Frau, in Weiß gekleidet, das Haar wie eine Wolke aus nussbraunen Farbtönen. Eine Wolkenfrau... Sie stand dort, wo eben noch Nimembeh gestanden hatte, und sie beobachtete ihn. War sie ein Phantom? Das Bild vor Bogy'ts Augen verschwamm und er schüttelte den Kopf, um wieder klar zu sehen. Schweiß rann ihm in die Augen und brannte.

Und dann beendete er die zwanzigste Runde.

Das Pochen seiner Fue veränderte sich, als er die Bahn verließ, das Gras daneben erreichte und die Veränderung in der Beschaffenheit des Bodens spürte. Die Knie gaben nach und er sank ins herrlich kühle und weiche Gras. Seine Finger bohrten sich in den Boden, als Feuer die Fue in Asche zu verwandeln schien.

Er atmete feuchte Luft, die nach Erde und gemhertem Rasen roch – ein herrlicher Duft, der ihn besänftigte. Er rollte sich auf den Rücken und sah die Wolkenfrau in der Nähe.

Sie war etwa in seinem Alter und ihre Haut zeigte ein geradezu unglaubliches Weiß. Die Augen standen im völligen Kontrast zur Haut, waren fast schwarz.

Wunderschön und gleichzeitig unergründlich..., schoss ihm ein Blitz durch den Kopf. *So muss ein Engel aussehen...*

„Hier.“, sagte sie mit der vagen Andeutung eines Akzents, den Bogy't nicht kannte. „Ich dachte mir, dass Du vielleicht Durst hast.“ Sie führte eine Tasse mit kaltem Wasser an seine Lippen und er trank, so gierig wie ein Säugling an der Brust seiner Mutter.

„Danke.“, erwiderte er, doch seine Stimme war kaum mehr als ein heiseres Knurren. Er begriff, dass er vor dem Lauf nichts getrunken hatte und vielleicht an kritischem Flüssigkeitsmangel litt. Er setzte sich auf und schnitt eine Grimasse, als die Blasen an den Füßen bei jeder Bewegung protestierten.

„Du solltest die Stiefel ausziehen.“, sagte die junge Frau. „Barfuß ist's besser.“ Sie überließ Bogy't die Tasse, lehnte sich zurück und beobachteten ihn aus dunklen Augen.

„Wer bist Du?“, fragte Bogy't, als er vorsichtig damit begann, die Stiefel abzustreifen.

„Melanie Perez.“, stellte sie sich vor. „Genannt Mel. Bin ebenfalls Kadett im ersten Jahr. Komme aus Tel Aviv in Israel.“

Sie war also doch kein Engel, sondern ein Mensch. Eine wunderschöne Menschenfrau, mit einer Aura, wie sie Bogy't noch nie gegenübergetreten war. Die besondere Situation tat ihr Übriges.

„Hat hier vorher der Offizier meiner Vorbereitungsgruppe gestanden?“, fragte er, zog eine Socke aus und sah zwei blutige Flecken, am großen Zeh und an der Ferse.

„Ja. Er hat Dich fast die ganze Zeit über beobachtet und ging kurz vor dem Ende Deiner letzten Runde.“

„Konnte es wahrscheinlich nicht ertragen, dass ich durchgehalten habe.“, sagte Bogy't mit einer Verdrießlichkeit, die Melanie sofort erkannte.

„Du glaubst, er sei von Deiner Leistung enttäuscht?“, fragte sie. „Was für eine seltsame Vermutung. Er hat keinen Grund, sich Dein Versagen zu wünschen.“

Bogy't hatte sich vom zweiten Stiefel und auch der zweiten Socke befreit. Einige Sekunden lang betrachtete er die Blasen am Fuß und erwiderte dann: „Ich habe einen anderen Eindruck gewonnen. Mir scheint, er würde sich sehr darüber freuen, wenn ich irgendwas nicht schaffe.“

Schlagartig wechselte Melanie das Thema, vielleicht, weil sie seine Belastung bezüglich Nimembeh spürte. „Möchtest Du heute Abend im Arboretum mit mir spazieren gehen?“

Diese Frage verblüffte Bogy't. Das Arboretum war der traditionelle Treffpunkt für romantische Verabredungen aller Art. Bogy't hätte nie zu träumen gewagt, dass ihn eine junge Frau wie dieses...Engel dorthin einlud, nach nur einigen wenigen gewechselten Worten.

„Nun?“, fragte Melanie mit ruhiger Entschlossenheit. „Ja oder nein?“

Er schnappte nach Luft. „Ähm...also...ja.“

„Ich erwarte Dich um neunzehn Uhr am Eingang.“

Bogy't vergaß die Schmerzen in den Füßen. Euphorie begleitete ihn auf dem Rückweg zu seinem Quartier.

— — —

Wenn Bogy't glaubte, dass ihn etwas Romantisches erwartete, irrte er sich. Es mangelte Melanie keineswegs an Enthusiasmus, ganz im Gegenteil. Sie zeichnete sich durch eine direkte, geradezu einschüchternde Leidenschaft aus, die ihn zutiefst beeindruckte und ihm den Atem raubte. Die junge Israelin erwies sich als komplexe Persönlichkeit und einige

Aspekte ihres Wesens schienen einander zu widersprechen. Sie strahlte eine Anteilnahme aus, die Bogy't außergewöhnlich fand. Andererseits vertrat sie strikte Meinungen in Bezug auf gewisse Dinge und hatte einen Eigensinn, gegen den sich nicht einmal mit Photonen-Torpedos etwas ausrichten ließ. Hinzu kam eine spitze Zunge, die wie ein Skorpion stechen konnte.

Bogy't bekam sie recht oft zu spüren.

„Mal sehen, ob ich Dich verstanden habe.“, sagte Melanie nachdenklich. „Du hast Dein Bett so gemacht, wie Du es wolltest, und nicht so, wie es den Wünschen der Sternflotte entspricht. Aber es ist die Schuld Deines Quartieroffiziers, dass er Dich gemeldet hat.“

„Du siehst das falsch. Das Bett war völlig in Ordnung, genau so, wie es die Vorschriften verlangen. Die meisten Leute hätten nicht einmal einen Unterschied bemerkt. Und mein Zimmer war makellos sauber.“

„Das will ich auch hoffen. Immerhin hast Du nicht einmal einen Zimmergenossen, der für Unordnung sorgen könnte.“

Das stimmte. Eine der wenigen Annehmlichkeiten an der Akademie bestand für ihn darin, dass man ihn allein in einem Zwei-Personen-Quartier untergebracht hatte. Bogy't wusste das zu schätzen, denn er legte großen Wert auf seine Privatsphäre.

An diesem Tag saßen Melanie – er nannte sie inzwischen fast nur noch ‚Mel‘ – in einem Studierzimmer der Akademie, an einem Fenster, das Ausblick über die Bucht von San Francisco gewährte. Am vergangenen Tag hatte das Meer im Sonnenlicht geglitzert und Liebhaber des Segelsports hatten das gute Wetter genutzt, um sich in kleinen Booten mit bunten Segeln vom Wind durch die Bucht treiben zu lassen. Für Bogy't hatten sie wie bunte Vögel ausgesehen, die zwischen den Wellen hin- und hersausten.

Heute entsprach das Wetter eher der Norm von San Francisco. Ein dunkler Himmel wölbte sich über die Stadt und Nebel umhüllte die Golden Gate Bridge, die noch immer die Bucht überspannte. Es war kein guter Anfang der Ausbildung, gemeldet zu werden – so etwas konnte seine Aussichten für die Kommandolaufbahn beeinträchtigen. Und das alles nur wegen dummer, überspannter Vorschriften.

Mel schien das nicht zu verstehen und Bogy'ts Ärger darüber, es ihr immer wieder erklären zu müssen, nahm zu. Sie sah ihn einfach nur ruhig aus ihren dunklen Augen an und versuchte nicht einmal, Verständnis für seinen Standpunkt aufzubringen.

So wie jetzt, als es darum ging, wie man die Betten machte. Bogy't hielt die ganze Sache ohnehin für Zeitverschwendung – warum das Bett machen, wenn man einige Stunden später wieder unter die Decke kroch? Als Kind hatte er sein Bett nie gemacht. Vielleicht hatte das aber auch daran gelegen, dass ihm niemand irgendwelche Vorschriften gesetzt hatte. Seine Eltern waren fast die ganze Zeit über arbeiten gewesen. Aber Bogy't bildete sich auch ein, dass Careg und Nagrette verstanden hatten, auf welche Dinge es ankam und auf welche nicht.

Er weigerte sich nicht etwa, diese sinnlose Aufgabe zu erfüllen. Natürlich wusste er, dass es bei der Sternenflotte Regeln gab, und er war bereit, sie zu beachten.

Aber es existierten vernünftige Regeln – und absurde. So, wie er das bislang beurteilen konnte, schien die Sternenflotte eine Vorliebe für letztere zu haben. Und es hatte doch keinen Sinn, sich sklavisch an irgendwelche dämlichen Verordnungen zu halten, oder?

„Was ist so wichtig an einer mitraförmigen Ecke?“, fragte Bogy't und ärgerte sich noch immer darüber, dass der Quartieroffizier solchen Wert auf Konformität legte.

„Seit Jahrhunderten werden Betten mit mitraförmigen Ecken gemacht...“, begann Mel.

„Und ich schätze, dadurch sind solche Betten allen anderen überlegen.“, warf Bogy't ein, aber Mel achtete nicht darauf.

„Die Sternenflotte hat entschieden, dass die Betten auf diese Weise gemacht werden. Nur darauf kommt es an.“

„Warum kommt es nur darauf an? Spielt der gesunde Menschenverstand überhaupt keine Rolle? Wenn mein Bett genauso ordentlich ist wie die anderen – warum ist meine Methode dann nicht so gut wie der Sternenflotte?“

Für einen Sekundenbruchteil schienen Mels Lippen ein amüsiertes Lächeln anzudeuten, aber vielleicht bildete sich Bogy't dies auch nur ein. Er hoffte es. Die Vorstellung, dass sich diese ungewöhnliche Frau über ihn lustig machte, oblag ihm ganz und gar nicht.

„Hat man Dich als Kind sehr verwöhnt?“, fragte sie und wechselte das Thema, eine Taktik, die sie schon mehrmals benutzt hatte.

„Was soll *das* damit zu tun haben?“

„Du verhältst Dich wie jemand, der daran gewöhnt ist, immer seinen Willen durchzusetzen.“

Der Ärger brodelte jetzt heftiger in Bogy't. Mel neigte dazu, auf einem Punkt herumzureiten, wie jemand, der lange genug an Schorf kratzte, bis die Stelle zu bluten begann. „Jetzt hör 'mal zu – meine Eltern starben, noch bevor ich erwachsen werden konnte!“, rief er. Zum Glück war gegenwärtig niemand anders im Studierzimmer, sodass er sich keine Hemmungen geben musste. „Ich habe gelernt, dass die eigene Freiheit das Kostbarste auf der Welt ist, denn all das, von dem wir glauben, es zu besitzen, ist eine Illusion. Ich musste sehr früh auf eigenen Beinen stehen. Sag Du mir nicht, wie ich mein Leben zu leben habe.“

Mel wartete geduldig, bis er sich entladen hatte und keine Worte mehr nachlegte. Sie musterte ihn ruhig. Dann fragte sie, ganz unverblümt: „Wenn Du Deine Widerspenstigkeit so sehr liebst, warum bist Du den zur Sternenflotte gegangen?“

„Ganz einfach: Weil ich meiner Mom, als sie starb, mein Wort gegeben habe. Sie hat ihr ganzes Leben lang für Credits geschuftet, um mir den nötigen Vorschuss für die Akademie zu verschaffen. Ich...bin ich es ihr schuldig.“

„Mit dieser Einstellung wirst Du scheitern, Bogy't.“, sagte Mel, frei von Zurückhaltung.

„Es steht Dir nicht zu, so etwas zu sagen, Mel.“, fauchte Bogy't. „Es steht Dir verdammt noch mal nicht zu.“

Daraufhin lächelte Mel, aber es verbarg sich nichts Geringschätzigen dahinter. Es war ein zärtliches Lächeln, das Bogy't dahinschmelzen ließ. „Die Sternenflotte wird sehr gut für Dich sein, Bogy't.“, sagte sie sanft. „Aber Du musst ihr die Gelegenheit geben, Dich zu erreichen. Und den Leuten, die Dich mögen, auch.“ Sie beugte sich vor, hauchte ihm einen Kuss auf den Mund, griff dann nach ihren Handcomputern und ging. Bogy't sah ihr nach, fühlte noch immer ihre herrlichen Lippen auf den seinen und fragte sich, was sie mit den letzten Worten meinte.

— — —

Bogy't bekam seine Klassenzuweisungen und stellte erleichtert fest, dass Nimembeh ihm für die Zeit in der Vorbereitungsgruppe gute Zensuren erteilt hatte.

Vielleicht also hatte Mel Perez Recht gehabt.

Die kommenden Jahren auf der Akademie waren für Bogy't weißgott kein Zuckerschlecken, aber er fand eine Balance in seinem neuen Leben, die er sich nicht einmal vorzustellen gewagt hatte.

Der Kuss, den ihm Mel erteilt hatte, wiederholte sich nicht. Zumindest nicht für die nächsten Jahre. Zu wichtig war ihm die Freundschaft geworden, die sich zwischen beiden ergeben hatte. Bogy't *hatte* schließlich seine eigene Clique hier gefunden, und diesmal schien es die richtige zu sein. Eine, die seinem Leben gut tat, weil sie sich nicht auf Zwängen, sondern Freiheit baute. Diese Clique bestand aus Mel und ihm selbst.

Bogy't liebte Mels Reife, die so ungewöhnlich anmutete. Mindestens so ungewöhnlich wie die Fähigkeit, mit der sie ihn stets aufs Neue überraschte. Irgendein Teil blieb auf eine süße Weise stets unergründlich, und Bogy't lernte mit ihrer Hilfe, was es bedeutete, ein erwachsener Mann zu werden.

Mel organisierte Rendezvous für ihn, weil er zu schüchtern war, half ihm bei Dingen, die er sonst nicht tat.

Doch eines Tages – das dritte Jahr an der Akademie neigte sich dem Ende –, als sie ihm beibringen wollte, wie man mit einem Mädchen tanzte, da geschah etwas, das sie beide wohl nicht vorhergesehen hatten. Die Leidenschaft brach durch, und eine Mauer fiel, ohne, dass sie gefragt worden waren.

Zunächst fühlte sich Bogy't so gut wie noch nie zuvor in seinem Leben, glaubte, er habe endlich etwas erreicht, auf das er stolz sein konnte. Endlich etwas erreicht, das positiv war und Bestand hatte. Mel und er waren ein Paar.

Bestand... Doch dies war ein Irrtum.

Irgendwann trat ein Zeitpunkt ein, da wurde offensichtlich, wie wenig sie als Partner zueinander passten.

Die Trennung kam schnell, fast zu schnell, nach Abschluss des vierten Jahres an der Akademie.

In seine Lebensgeschichte jedenfalls ging Mel Perez als Symbol für einen wichtigen Teil seiner verspäteten Jugend ein. Nie konnte Bogy't sie gänzlich vergessen – selbst,

wenn er sie nicht mehr liebte –, weil sie in gewisser Weise mehr eine Lehrerin für ihn darstellte als eine Partnerin oder Freundin. Sie vermittelte ihm das Gefühl, die kindliche Unschuld ausleben zu dürfen, die er auf Europa Nova niemals gehabt hatte.

Doch schließlich war auch er erwachsen geworden.
Und da gab es kein Zurück mehr...

Neben Mel hatte Bogy't im dritten Akademiejahr mit einem jungen Mann namens Joe Freundschaft geschlossen. Er war ein hochgewachsener Blondschoopf mit einer ausgefallenen Fantasie und einem ungeheuren Talent für Quantenphysik.

Gemeinsam wurden sie nach erfolgreicher Beendigung ihrer Ausbildung im Jahre 2368 auf die *U.S.S. Mendocino*, einem alten Kreuzer der *Excelsior*-Klasse, versetzt.

Die nächsten fünf Jahre verbrachte *Fähnrich* Bogy't damit, ein routiniertes, ziemlich unabhängiges Leben an Bord der *Mendocino* aufzubauen. Abgesehen von Joe kam es zu keinen wirklichen Freundschaften, und hin und wieder entsann er sich an die wundervolle Zeit mit Mel Perez. Andererseits gab ihm sein Beruf als Navigator der *Mendocino* auch reichlich Gelegenheit, eine Art öffentliche Existenz aufzubauen, derer er sich sicher sein konnte.

Meist suchte sein Schiff die Missionen auf den primären Versorgungsrouten des Alpha-Quadranten, betrieb Grenzkontrolle oder eskortierte wichtige Frachtkonvois. Nichts Haarsträubendes.

Und Bogy't war dankbar dafür.

Im Jahre 2373 brach der Krieg gegen das Dominion aus, jener Großmacht, die ihre Einflusssphäre vom fernen Gamma– in den Alpha–Quadranten ausdehnte.

Da Europa Nova sich in etwaiger Nähe des bajoranischen Sektors befand, also in einer kritischen Kriegszone, beschloss Bogy't zurückzukehren, um seine alte Heimat zu beschützen. Vor wenigen Jahren hatte die Sternenflotte einen kleinen Stützpunkt auf Europa Nova eingerichtet, und so war es kein größeres Problem, um eine Versetzung zu bitten.

In den Wirren des Kriegs zerriss die letzte für Bogy't bedeutsame Freundschaft mit Joe, der vom Geheimdienst der Sternenflotte ein lukratives Angebot erhalten hatte.

Die Zeit während des Kriegs verbrachte Bogy't größtenteils mit Warten. Die Föderationsflotten kämpften verbissen um diese Raumbereich, und so drang niemals auch nur ein Jem'Hadar–Flügel nach Europa Nova durch.

Doch in den letzten Kriegsmonaten passierte es schließlich doch, dass zwei Breen–Kreuzer durchbrachen. Es gelang ihnen sofort, die orbitale Verteidigung von Europa Nova auszuschalten sowie den einzigen Sternenflotten–Kreuzer, der zu diesem Zeitpunkt im Orbit gelegen hatte.

Bogy't hatte damals zur zweiten Schwadron von Abfangjägern gezählt, und er wusste, dass sie die Breen nicht ohne ein waghalsiges Manöver wieder loswerden würden. Im Kampf gegen den Feind hatte es viele Verluste gegeben, doch schließlich glückte es einem verbliebenen Teil der Schwadron, angeführt von Bogy't, die Breen in einen nahe gelegenen Nebel zu locken und dort geschickt in die Fänge eines für ihre Sensoren unauffindbaren Asteroiden zu lenken.

Bogy't hatte sich niemals besser gefühlt, als etwas in seinem Umfeld hochgegangen war...

Nach Kriegsende erhielt Bogy't seine Beförderung zum Junior-Lieutenant, und er schrieb sich auf der *U.S.S. Defiant* in der Sicherheitsabteilung ein. In der Folge nahm er an einer dreimonatigen Explorationsmission in den Gamma-Quadranten teil.

Bogy't lernte hier, dass er keine Forschernatur war, aber die Gespräche mit Elias Vaughn machten ihm Mut...

Patricia war Bogy'ts erste wirkliche Liebe.

Und dabei war sie so gar nicht die Frau, von der er geglaubt hätte, sich in sie zu verlieben.

Sie lernten einander kennen, als er auf der Durchreise nach Rigel II, wo er ein paar Tage wohlverdienten Landurlaub bei seinem Vetter fristen wollte, in Marseille auf der Erde Zwischenstation einlegte. Es war ein schmutziger, kleiner Pub. Von diesem Unrat einer Kneipe erwartete er nur, dass sie seinen Durst stillte, nicht sein Leben in eine gänzlich neue Bahn lenken sollte.

Der Barkeeper stellte ein Glas auf den Tresen und eine dunkle, beschlagene Flasche daneben. Sie wirkte wundervoll kalt und Bogy't hob sie an die Wange, bevor er sie öffnete und das Glas füllte. Das Bier schmeckte köstlich, war stark und ein wenig süß, hinterließ einen herben Nachgeschmack.

„Sie sind wohl die Sommer auf der Erde nicht gewohnt.“

Eine Frau setzte sich zu ihm, vielleicht zwei oder drei Jahre älter als er. Sie hatte kurzes, lockiges Haar, braun, und

es wogte angenehm, als sie lächelte und dabei eigentümlich mit dem Kopf wackelte.

Sie hatte ihn einfach angesprochen.

Er hatte ihr geantwortet – ein Gespräch ergab sich.

Das war der Anfang. Der Anfang einer Verzauberung seines Lebenspfades, die er nie für möglich gehalten hätte...

Patricia war Künstlerin. Eine erfolgreiche Literatin und Poetin. Und sie wohnte sprichwörtlich am Ende der Welt.

Nachdem Patricia und er sich ineinander verliebt hatten, nahm sie ihn in ihre Heimat nach Schottland mit. Sie lebte an der Küste. In einem Leuchtturm. Auch, wenn der Schiffsverkehr schon vor Jahrhunderten eingestellt worden ist, weil er, von heutigen Gesichtspunkten aus betrachtet, unattraktiv und umweltgefährdend ist, zog Patricia es vor, dem Meer nahe zu sein. Sie verbrachten manchmal ganze Nächte damit, am langen Sandstrand spazieren zu gehen und dem grellen Schein ihres Turms zuzusehen, wie sein einsames Leuchtfeuer in die Finsternis der Nacht reichte. Es dauerte nicht lange, da hatte Bogy't sich an das Rauschen der Wellen gewöhnt. Sie wiegten ihn in den Schlaf.

Patricia hatte ein eigentümliches Verhältnis zu den Gezeiten entwickelt. „Wann kommt die Flut?“, fragte sie stets, mit der Ungeduld eines kleinen Kindes. „Wann kommt die Flut, Bogy't?“

Bogy't verstand sie bis zum Ende ihrer gemeinsamen Zeit nicht. Er wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass jene Worte Patricias Lebens- und Identitätsgefühl im Kern ausdrückten.

Es war ein wundersames Verhältnis, das zum weitaus größten Teil von Gesprächen lebte. Von geistiger Nahrung. Patricia las ihm jeden Abend einen ihrer Romane vor, bis er spät in der Nacht einschlief. Er fühlte sich geborgen, so wie der kleine Junge, der nur selten etwas von seiner Mutter hatte vorgelesen bekommen.

In Patricia schien all das wieder zum Leben erwacht zu sein.

Mit dem Vergehen der Jahre kristallisierte sich eine feste Bindung heraus. Beide begannen damit, sich auf der Urlaubswelt Casperia Prime ein Ferienhaus zu bauen. Doch Patricias Bedingung für ein dauerhaftes Zusammenleben war, dass er seinen Dienst bei der Sternenflotte niederlegte. Für Bogy't keine einfache Entscheidung, war doch seine Zeit bei der Raumflotte die einzige seines Lebens gewesen, wo er sich selbst etwas geschaffen hatte. Damals sagte er ihr, er würde aufhören, durchs All zu jagen wie ein Wilder, wenn sie ihn endlich zum Lieutenant beförderten.

Bevor dies geschah, geschah etwas anderes: Patricia wurde chronisch depressiv, und das aus einem für Bogy't nicht nachvollziehbaren Grunde. Er hatte wohl nie darüber nachgedacht, wie sehr sie sich mit den Figuren in ihren Romanen identifizierte. Sie lebte diese selbst kreierte Welten, und eine innere Uhr schien ihr zu sagen, dass sie ihr Glück auf Erden bereits gehabt hatte, dass es nicht mehr andauern musste.

Sitzungen beim Psychologen zeigten keinen Effekt, und Bogy't spürte, wie ihre gemeinsame Zeit abließ. Etwas lag in der Luft.

Eines Tages – es musste eine der letzten Nächte gewesen sein, die sie miteinander verbrachten – sprach er sie darauf an...warum sie sich stets nach der Flut sehnte? Sie sagte ihm, dass die Flut etwas Reinigendes habe. Sie nehme den an Land gespülten Schutt und Dreck und die Kadaver von Meerestieren wieder mit sich. Aber sie könne auch denjenigen mitreißen, der ihre Gefährlichkeit missachtet. Sie habe eine zerstörerische, aber auch eine schöpferische Seite.

„Die Flut wird uns alle eines Tages ergreifen.“, sagte sie mit einer merkwürdigen Melancholie in der Stimme. „Aber

wie wir uns ihr stellen – wie wir uns ergreifen lassen – bestimmt, wozu wir werden.“

Bogy'ts Angst, Patricia würde sich etwas antun, erfüllte sich nicht. Stattdessen nahm sich das Schicksal ihrer an. 2377 kam sie bei einem Brand in einer U-Bahn ums Leben.

Als er davon erfuhr, war er zunächst am Boden zerstört. Aber dann dachte er daran, ob es nicht die Art Tod war, die sich Patricia gewünscht hatte.

Bis zum Ende blieb diese Frau – die einzige, die er bislang wirklich geliebt hatte – ein Mysterium für ihn, hatte doch ihr Leben jenseits alltäglicher Grenzen stattgefunden.

Und gerade im Tod ließ sie ihn nicht mehr los.

Ihr Leuchtturm ging nicht an Bogy't, da sie nie geheiratet hatten, sondern an einen entfernten Verwandten.

Für Bogy't war es an der Zeit, weiter zu ziehen – und diese ganze unglückliche Geschichte ein Beweis dafür, dass er nur eine Sache auf der Welt hatte, die ihn wohl nicht verletzen, in der er bedenkenlos aufgehen und sich hingeben konnte : Seinen Beruf...

„Programmieren Sie einen Kurs, Steuermann. Warp sechs.“

„Aye, Sir.“, erwiderte Bogy't, jetzt *Lieutenant* Bogy't, und berührte die Schaltflächen, um die *U.S.S. Yosemite* nach Betazed zu bringen. Seit Monaten befand er sich an Bord dieses wissenschaftlichen Schiffes der *Oberth*-Klasse, das damit beauftragt war, in verschiedenen Systemen des Quadranten Daten über Sonnenwinde und Magnetfelder zu sammeln. Es gab aufregendere Missionen, aber nach der Verteidigung seiner Heimatwelt während des Dominion-Kriegs hatte Bogy't nichts dagegen einzuwenden. Etwas Ruhe tat ihm gut. Er wünschte sich weder Nervenkitzel noch Herausforderungen. An jedem Tag brachte er seinen

Dienst hinter sich, trainierte dann mehrere Stunden im Sportzentrum, um sich fit zu halten, entspannte sich am Abend mit einigen Gläser Synthelol, schlief traumlos, stand auf und begann die ganze Routine von vorn.

Abwechslung boten allein die Landurlaube auf den verschiedenen Planeten, die sie anflogen. Jene Tage und Nächte verbrachte Bogy't mit einer einzigen Aktivität: Er stellte Frauen nach, in einem zynischen, fast psychotischen Versuch, den geschehen Schmerz ungeschehen zu machen. Die Absurdität jenen Versuchs zu realisieren, machte es nur noch schlimmer: Die Beziehung zu Frauen war nach Patricias Tod nur mehr von körperlicher Befriedigung geprägt.

Jetzt waren Frauen kaum mehr als ein Betäubungsmittel, auf das er nicht mehr verzichten konnte. Am leichtesten schlief er in den Armen einer geschmeidigen jungen Frau ein, und wenn keine zur Verfügung stand, gab er sich entsprechenden Fantasien hin.

Es fiel ihm nie schwer, eine willige Partnerin zu finden. Er war attraktiv und charmant und vielleicht verströmte er Pheromone, die keinen Zweifel an seinen Absichten ließen.

Es ging darum, sich vor Träumen zu schützen.

Der Traum, jemanden eines Tages wieder im Herz und Seele lieben zu dürfen...

Kurz nach der Graduierung und seiner Rückversetzung von Europa Nova auf ein Raumschiff, der *Yosemite*, erschien ihm ständig seine tote Patricia im Schlaf. Als er das erste Mal eine Nacht mit einer Frau verbrachte, träumte er überhaupt nicht und dieses Muster wollte er so oft wie möglich wiederholen.

Jetzt war die *Yosemite* auf dem Weg nach Betazed und Bogy't freute sich darauf, diesen besonderen Planeten zu besuchen. Die Betazoidinnen galten als schön und emanzipiert, eine Mischung, die er überaus reizvoll fand.

Wie er kurz nach der Ankunft feststellte, wurden die betazoiden Frauen ihrem Ruf durchaus gerecht.

Zahiras Haar war so dunkel, dass es fast blau glänzte, und ihre Haute hatte die Farbe von Baumwollblüten. Hinzu kamen die für Betazoidinnen typischen dunklen Augen. Sie erinnerten ihn an Mel Perez, und dieser Aspekt steigerte Zahiras Reiz weiter. Sie arbeitete als zivile Wissenschaftlerin im kosmoschemischen Laboratorium. Ihr Verstand war so beweglich wie eine Gazelle und sie steckte voller Sinnlichkeit. Als Bogy't Zahira sah, begehrte er sie sofort, und er umwarb sie mit geübtem Eifer. Als der Abend dämmerte, wanderten sie durch einen wunderschönen Park. Solche Anlagen gab es allerorts auf Betazed – die Bewohner des Planeten waren sehr stolz auf ihre idyllischen Gärten. Blüten erzitterten, als sanfter Wind über sie hinwegstrich, und ihre Düfte vermischten sich miteinander zu einem betörenden Aroma. Irgendwo in der Ferne sang eine Frau. Der Wind trug die wehmütige, ergreifende Melodie zusammen mit dem Blütenduft durch den Park.

Bogy't zog Zahira auf den Boden und dort saßen sie auf einem weichen Moospolster. Ihm war fast schwindelig vom Duft der Blumen, dem melancholischen Lied und Zahiras verlockender Präsenz. Worte schienen gar nicht nötig zu sein. Er beugte sich vor, berührte ihre vollen Lippen mit den eigenen und spürte, wie sie erregt zitterten. Seine Hände strichen über ihre Arme, fühlten Wärme. Zahira atmete schneller und er küsste sie erneut, leidenschaftlicher als zuvor. Er wollte sie hier und jetzt, was auch ihrem Wunsch entsprach.

Eine seltsame, wie berauschede Benommenheit erfasste ihn. Der Blütenduft wurde überwältigend, durchdrang ihn, und das wehmütige Lied schien sich in sein Selbst zu bohren. Er schnappte nach Luft, atmete noch tiefer durch, und plötzlich drehte sich die Welt um ihn herum. Er zog die

Hand fort von Zahiras willigem Leib und hob sie zum Kopf, wie um ihn zu stabilisieren.

„Bogy't...“, hauchte Zahira mit kehliger, drängender Stimme.

„Was passiert hier?“, brachte er hervor, als das Schwindelgefühl nachließ.

„Ich berühre...Dein Bewusstsein...mit meinem eigenen. Bitte...weise mich nicht ab...“

Er hatte die betazoide Telepathie vergessen. Als er den Blick auf Zahira richtete, sah er dunkel glänzende Augen und einen wie flehentlich geöffneten Mund. „So etwas habe ich noch nie zuvor erlebt.“ Er begehrte die junge Frau, aber das neue Empfinden schuf auch Unbehagen.

Zahira schob sich näher.

„Du brauchst nichts zu befürchten. Es wird wundervoll sein, das verspreche ich Dir. Die Einheit unserer Selbstsphären verstärkt das sinnliche Vergnügen.“ Ihre Pupillen brannten in der Dunkelheit. „Schließ die Augen. Lass mich Dich berühren...“

Bogy't zögerte nur eine Sekunde, bevor er der Aufforderung nachkam und die Augen schloss. Sofort kehrten die Symptome des Rausches zurück, aber diesmal kämpfte er nicht gegen sie an. Er gab einer Sinnlichkeit nach, die so stark war, dass es ihm den Atem verschlug. Sein Selbst sauste durch den dunklen Park, huschte über die Baumwipfel hinweg, stieg zum Nachthimmel empor und tanzte zwischen den Sternen, die bunte Streifen bildeten, ein Kaleidoskop aus Mustern und Formen, bestehend aus seidenen Bändern. In diesem Paradies verschmolzen die Sinne miteinander : Er konnte Farben schmecken, den betörenden Blütenduft sehen und berühren, alles wurde zu einem Teil von ihm, drehte sich voller Verzückung, bis die Sterne stundenlang explodierten und er schließlich ganz sanft in Richtung Boden glitt, begleitet von erlöschendem Sternenfeuer,

von stellarer Asche. Weiches Moos empfing ihn wie mit einer zärtlichen Umarmung.

Bogy't öffnete die Augen. Zahira lag neben ihm und atmete ruhig. Ihr wundervoller Körper war nach wie vor entblößt; die Feuchtigkeit der Wonne glänzte auf ihrer Haut. Zufrieden wandte sie sich ihm zu und griff nach seiner Hand. „Nun?“

„Es war...enorm.“

Sie stützte sich auf einen Ellenbogen und blickte ernst auf ihn herab. „In Deinem Bewusstsein gibt es etwas Dunkles, Bogy't. Etwas, das Du vergraben hast, damit es Dich nicht verletzt. Es hat mir Angst gemacht.“

Bogy't schwieg. Er hatte nicht daran gedacht, dass eine erotische telepathische Verbindung auch die Geheimnisse in seinem Selbst berührte. „Es tut mir Leid.“, erwiderte er und meinte es ernst. „Ich schätze, wir alle haben den einen oder anderen Dämon in uns. Aber ich schwöre Dir, dass er Dich nicht verletzen wird.“

Der Blick ihrer schwarzen Augen brannte sich in ihn hinein. „Du leidest sehr daran.“, sagte Zahira. „Ich muss Dich warnen: Nach dieser Erfahrung fällt es Dir vielleicht nicht mehr so leicht wie vorher, Dich vor dem Dunklen in Dir zu schützen.“

Eine kalte Lanze aus Furcht durchbohrte Bogy'ts Herz. Was bedeuteten diese Worte? Musste er damit rechnen, dass sein schrecklichster Schmerz jetzt wie der Kopf einer Schlange nach oben kam, zum Zubeißen bereit? In seiner Magengrube krampfte sich etwas zusammen und Übelkeit stieg in ihm empor. Er konnte nicht mehr sprechen.

Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?

Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?

Wann kommt die Flut? Wann kommt die Flut, Bogy't?

„Wenn Du gestattest... Vielleicht bin ich imstande, Dir zu helfen. Aber zuerst müssen wir darüber reden.“ Die Stimme

war warm und voller Anteilnahme, bot ihm Freundschaft an. Einige Sekunden lang verspürte Bogy't den verzweifelten Wunsch, dieses Angebot anzunehmen, sich an Zahiras Ruhe festzuklammern und die ganze schreckliche Wahrheit aus sich herausströmen zu lassen, damit seine gepeinigste Seele endlich Frieden finden konnte. Er brauchte ihr nur alles zu erzählen.

„Eigentlich gibt es gar nichts, über das wir reden könnten.“, hörte er sich sagen und lächelte wie beiläufig. „Vielleicht siehst Du Ungeheuer, die überhaupt nicht existieren.“

Zahira antwortete nicht, berührte ihn an der Wange und sah ihm in die Augen. Bogy't fürchtete, dass sie erneut versuchen wollte, einen Kontakt mit seinem Selbst herzustellen, und konzentrierte sich auf eine mentale Abschirmung. Nach einigen Sekunden ließ Zahira die Hand sinken und wandte den Blick ab: „Du tust mir Leid, Bogy't.“, sagte sie so leise, dass er sie kaum hörte. „Sehr Leid.“

Und dann ging sie, nahm ihre Kleidung mit.

Es erklang kein Gesang mehr in der Ferne. Stille herrschte im Park, wie die Lautlosigkeit zwischen den Sternen.

Bogy't fühlte sich so allein wie noch nie zuvor in seinem Leben...

Im Jahre 2378 erhielt der außerordentlich erfolgreiche Bogy't ein Angebot vom Sternenflotten-Geheimdienst, seinen Reihen beizutreten.

Für ihn war es nicht lange zu überlegen, gab es doch auf der *Yosemite* nicht genug zu tun, um all den Schmerz zu verdrängen, den Patricias Tod in ihm ausgelöst hatte und der durch den besonderen Kontakt mit Zahira intensiviert worden war.

Er traf diese Entscheidung, und sie veränderte erneut viele Dinge in seinem Leben.

Es kam zu einem Wiedersehen mit seinem alten Freund Joe beim Geheimdienst. Gemeinsam mit einer überaus attraktiven Vulkanierin namens Ma'tNaka bildeten sie ein Agenten-Trio, das verschiedenen, hochsensiblen Einsätzen zugeteilt wurde.

Doch schon der erste Einsatz erschütterte Bogy't in seinen Grundfesten.

Es ging um die Ermittlung eines riesigen Schwarzmarkt-geschäfts des Orion-Syndikats, und Bogy't und sein Team waren auf die Fährte eines Bolianers namens Chell gekommen, der für das kriminelle Kartell die verschiedensten Dinge schmuggelte: Waffen, Schiffe, Mädchen...

Bogy't verfolgte Chell erbittert, doch immer wieder wurde er von ihm übers Ohr gehauen. Immer fand der Bolianer einen Weg, um seinen Fallen zu entgehen.

Dieser erste Einsatz führte Bogy't vor Augen, dass selbst seine berufliche Existenz nicht vor Niederlagen gesichert war, dass er sich einer Illusion hergegeben hatte. Chell wurde zum Symbol hierfür, und zwar, dass keine Phase seines Lebens ihm dauerhaftes Glück bescheren konnte. Schließlich nicht einmal der Beruf.

Von diesem Zeitpunkt an verwiesen Bogy'ts Leistungen beim SIA stetig nach unten. Tatsächlich war er zu keiner Zeit ein besonders guter Agent, jedoch außerordentlich gut darin, seine Vorgesetzten zu überzeugen, ihm diesen oder jenen Auftrag zu erteilen.

Das lief auch – bis zu einer Mission im Jahre 2382, bei der es um die Verfolgung eines cardassianischen Top-Terroristen namens Akellan Marcet ging. Dieser schmuggelte ein im höchsten Maße tödliches Virogen, das klingoni-

sche Piraten aus einem romulanischen Labor entwendet hatten.

Bogy't konnte ihm nicht das Handwerk legen – stattdessen wurde er schwer verletzt und war auf zahlreiche biosynthetische Prothesen angewiesen, die von nun an seinen Körper brandmarkten.

Er war sechsunddreißig Jahre alt, und selbst, wenn ihm das SIA eine Stelle auf der *U.S.S. Moldy Crow* suchte und ihn mit Glückwünschen in den Rang eines Lieutenant Commander erhob und versetzt, so wusste er doch, dass er versagt hatte.

Es war das Ende seiner Karriere.

Versagt im Beruf.

Versagt in der Liebe.

Versagt als Mensch.

Zu diesem Zeitpunkt wusste Bogy't nicht, dass die wundervollste Zeit seines Lebens noch vor ihm lag, und zwar an Bord der *Moldy Crow*...sowie eine Frau namens Annika Hansen, die ihm den Beweis erbringen würde, dass er noch zu lieben imstande war...

Aber das ist eine andere Geschichte...



:: Kapitel 9

Soweit die Gondeln tragen

„Kommt schon! Nur keine Müdigkeit vortäuschen! Ja, Leute, so ist es richtig!“

Mit gemächlicher Eleganz schob sich zunächst ein Schatten über die glänzende Oberfläche des großen Sees im Herzen von Yosemite, unweit des El-Capitan. Darauf folgten zwei weitere Schatten.

Drei Schatten.

Drei kleine Boote.

Und all das im Anlitz einer wundersamen Morgenröte, die zärtlich übers Land fiel.

Sie alle waren heute früh aufgestanden, und manch einem, der die Nacht über kein Auge zugetan hatte, war es denkbar schwer gefallen, sich in Gang zu setzen.

Doch jetzt schien diese Freizeitaktivität jedem Freude zu bereiten. So zumindest fasste es Daren auf.

Sie befand sich zusammen mit Mendon in einem Boot, und beide zogen sie ihre Ruder kraftvoll durchs Wasser. Es waren anmutige, gleichmäßige Bewegungen, die gelernt sein mussten. Jene Bewegungen kündeten von einer längst vergangenen Zeit, da der Antrieb von Fahrzeugen – insbesondere von Wasserfahrzeugen – noch mehr Kunst gewesen war als Pragmatik, und Daren genoss die kleine Tuchfühlung mit den Wurzeln der Menschheit.

Ähnlich schien es auch den Anderen zu ergehen: Nisba und Flixo im zweiten, Hansen, Bogy't und Chell im dritten Boot.

Daren überließ Mendon kurzzeitig die alleinige Ruderkontrolle, ließ ihre beiseiteweichen und erhob sich vorsichtig. Sie stemmte die Arme in die Hüften und atmete tief durch.

„Freiheit...“, dachte sie laut.

„Captain?“, fragte der Benzite.

Sie lächelte. „Ich sagte: Das muss noch Freiheit gewesen sein.“ Sie deutete auf die Ruder in Mendons Griff. „Stellen Sie sich vor, wie es gewesen sein muss. Damals war die Navigation eines Bootes, insbesondere eines Schiffes, etwas sehr Aufwändiges, Kräftezehrendes. Aber andererseits hatte es auch einen unschätzbaren Vorteil: Man teilte eine Verbindung zu seinem Schiff und zu dem, was man tat. Es war eine wahre Liebe. Obwohl das Beste am Fischer- und Seemannsleben war, dass man nicht erreichbar war.“, fügte sie den letzten Satz nach einer Pause hinzu.

Mendon runzelte die Stirn. „Nun, Captain“, sagte er mit analytischem Blick, ohne das Rudern zu unterlassen, „eine technische Verbesserung war notwendig. Sonst hätte es die Menschheit auch nicht in den Kosmos geschafft.“

Da rief sich Daren wieder in Erinnerung, dass sie es bei ihrem Kollegen mit einem Benziten zu tun hatte. Benziten liebten technologische Verbesserungen, so ziemlich alles andere stand dahinter zurück. Es war also denkbar aussichtslos, einem Benziten zu erklären, dass die Menschenseele irgendwo verkümmerte, da sich von sich selbst entfremdete, als sie technische Fortschritte machte.

„Ja.“, seufzte sie. „Da haben Sie wohl Recht.“

Daren wandte sich um, als sie Bogy's Stimme aus dem letzten Boot der Kolonne hörte. „Was meinen Sie, Captain – wie wäre es mit einer kleinen Frühstückspause?“

„Liebend gerne!“, rief Daren zurück und zeigte auf ein Ende des Sees in ihrem Rücken. „Dort hinten machen wir Halt, okay?“

Doch Bogy't kam nicht dazu, eine Antwort zu erteilen. Stattdessen hatte sich seine Aufmerksamkeit auf ein Objekt am Himmel konzentriert. Es war ein Flugobjekt, welches soeben die niedrig hängenden Wolken durchbrochen hatte.

Schließlich entpuppte es sich als eine Fähre der Sternenflotte.

„Merkwürdig.“, bemerkte Mendon. Er hatte sich derweil auch im Boot erhoben. „Dabei handelt es sich zweifellos um ein Standard-Shuttle der Sternenflotte vom Typ 6.“

Daren blickte ihn an. „Wenn mich nicht alles täuscht sind die schon vor Jahren außer Dienst gestellt worden.“

Der Benzite nickte.

Sie beobachteten, wie das Shuttle auf einer Wiese in direkter Nähe zum See niederging. Daren las den aufgepinselten Namen ‚Venusfalle‘ auf der Steuerbordseite des Gefährts. Dann schließlich fuhr die Achterluke hinab und zwei Gestalten stiegen aus.

Schnell griff Daren zum Fernglas, das sie an einer Kette um ihren Hals geschlungen hatte. Blickte hindurch...

„Das glaube ich einfach nicht...“, ächzte sie.

„Was sehen Sie?“, wollte Mendon wissen.

Daren wählte ihre Antwort knapp, aber zutreffend. „Familie und Verrücktes.“, sagte sie hart. „Wobei diese beiden Dinge in diesem Fall äquivalent sind.“

„Dad, was machst Du hier?! Und wo hast Du dieses Shuttle her?!“, fragte Nella einige Minuten später, als sie und ihr

Vater sich gemeinsam ins Abseits einer Lichtung zurückgezogen hatten.

George lächelte freundlich. „Is' 'ne lange Geschichte, meine kleine, süße Nella. Aber tu Deinem Alten erst den Gefallen und drück ihn, hab' schon ganz vergessen, wie sich das anfühlt...“

Sie nahm ihn in den Arm – und spürte, dass er wieder schwächer geworden war. „Dad“, seufzte sie, „weißt Du eigentlich, dass Du unverbesserlich bist?“

„Jep!“ Ihr Vater löste sich wieder von ihr und blickte sie an. „Das weiß ich wohl. Deshalb liebst Du mich doch auch so sehr, mein Mädchen.“

„Schätze, da hast Du Recht.“

„Aber diesmal bin ich zurückgekommen, um den letzten Lebenszipfel, der mir bleibt, mit Dir zu verbringen.“

„Was redest Du da, Dad?“, hielt Nella sofort dagegen. „Du hast noch ein langes, erfülltes Leben vor Dir. Wie kommst Du darauf, dass –...“

George schnitt ihr ins Wort. „Auch das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie Dir erzählen. Aber sie ändert nichts daran, dass ich unheilbar krank bin.“ Merkwürdigerweise verblasste sein Lächeln nicht. „Ich war schon bei den besten Ärzten, Nella...sie räumen mir bestenfalls noch ein Jahr ein...dieses Jahr will ich nutzen. Deshalb bin ich zu Dir zurückgekehrt, mein Töchterchen. Alles andere ist nicht wichtig...“



:: Kapitel 10

Alchimie des Lebens

Die Gruppe der Urlauber hatte zwei neue, unverhofft hinzugestoßene Mitglieder. Aber das machte niemandem etwas aus, arrangierten alle sich doch binnen kürzester Zeit miteinander. Selbst Nisbas üble Laune hellte sich gegen Abend zusehends auf. Vielleicht lag dies aber auch daran, dass sie sich an einen gewissen George Daren alias Pingo Pengo noch blendend erinnern konnte und wusste, dass er sie nach wie vor verehrte. Das hatte George nicht zuletzt mit einer Tokana-Rose von Betazed auf höchst nostalgische Weise bewiesen, ebenso mit der Wiederholung eines Gedichts, das er vor zwei Jahren vor ihrem Quartier an Bord der *Moldy Crow* ausgesprochen hatte.

„Ich liebe Dich, Du Seele, die da irrt,
Im Tal des Lebens nach dem rechten Glücke,
Ich liebe Dich, die manch ein Wahn verwirrt,
Der manch ein Traum zerbrach in Staub und Stücke.

Ich liebe Deine armen, wunden Schwingen,
Die ungestoßen in mir möchten wohnen;
Ich möchte Dich mit Güte ganz durchdringen,
Ich möchte Dich in allen Tiefen schonen.

Du holdes Weibsbild, bist gar begehrenswert,
Und auch so imposant in Deinem Gang,
Ich bin es, der Dich verehrt.
Nun nimm mich, nimm mich an.“

Irgendein Teil von Nisba mochte den Alten, weil er harmlos, lustig und pflegeleicht war, wenn auch ein wenig durchgeknallt. Und so empfanden die Anderen vermutlich auch.

Nur Daren war es zu Anfang ein wenig unwohl gewesen, ihren Vater wieder in Anwesenheit ihrer Kollegen und Freunde um sich haben zu müssen. Aber nach allem, was sie während ihrer ersten Mission in die Nord–Ost–Passage durchgestanden hatten, war dies ein leicht zu gewinnendes Gefecht.

Die Gruppe wählte sich einen gemütlichen Platz auf einer großen Lichtung aus, richtete sich ein und nahm ihre abendliche Mahlzeit ein, die diesmal George und Walter zubereiteten. Sie schmeckte allen hervorragend – ein Gericht namens Texas–Bohnen, rustikal, aber aromatisch.

Schließlich ging die heiße Sonne unter und mit der beginnenden Nacht sank die Temperatur, was ihnen allen Erleichterung brachte.

„Chell...“, fragte Bogy't spät am Abend, als nur noch sie beide am Lagerfeuer einander gegenüber saßen und die anderen längst schlafen gegangen waren. „Was hat eigentlich den Ausschlag gegeben, dass Du bei der Sternenflotte geblieben bist?“

„Meine Zeit im Delta–Quadranten schätze ich.“, antwortete der Bolianer kurz darauf. „Warum fragst Du?“

Bogy't zuckte mit den Achseln und lächelte sardonisch. „Vielleicht sind es Ermüdungserscheinungen.“, bediente er sich der Ironie. „Es könnte aber auch Interesse sein.“

„Ach ja? Seit wann interessierst Du Dich denn für mich?“

Bogy't machte eine Schnute. „Na, seitdem ich Dich jage.“

„Wenn das so ist, mach' ich Dir 'n Angebot, altes Haus.“, schlug Chell vor. „Du lehnst Dich zurück, sperrst die Lauscher auf und ich werde Dir...“ Er suchte kurz nach den

geeigneten Worten. „...die *Geschichte meines Lebens* erzählen...“

Bogy't verschränkte die Arme und grinste. „Mach's nicht künstlich spannender, okay? Das heißt: Keine Übertreibungen, klar?“

„Keine Übertreibungen.“, versprach Chell.

„Also, ich mach's mir bequem. Und Du schießt schon 'mal los.“

„Ja, Du alter Geheimagent.“

Chell zögerte und dachte darüber nach, wo er anfangen sollte. Sein Blick glitt zum Nachthimmel mit zahllosen Sternen empor und plötzlich formte sich ein Bild vor seinem inneren Auge. Seit Jahren hatte er sich nicht mehr an jenes Erlebnis erinnert und er wusste jetzt, dass es den Beginn seiner Geschichte markierte.

„Das Okallon-Fest...“, brummte er. „Mann, ich hab's immer geliebt...und jetzt – hör' genau hin...“



:: Kapitel 11

Chell:

Bonus vir semper tiro

Seit Chell ein kleiner Junge gewesen war, liebte er das Okallon-Fest mehr als alle anderen. Seine Schwestern, alle drei, verwöhnten ihn hemmungslos: Während des fünf Tage dauernden Festes buken sie ihm seine Lieblingspeisen und erfreuten ihn an jedem Abend mit ausgefallenen Geschenken.

Das bemerkenswerteste Okallon-Fest erlebte er als Fünfzehnjähriger. Mehrere Wochen lang suchten die Bewohner von Bolarus IX, der bolianischen Heimatwelt, in den Wäldern nach den am besten duftenden Zweigen des Follas-Busches, um damit ihr Zuhause zu schmücken. Mindestens ebenso lange erfüllten die herrlichen Aromen von Xert-Gewürzen die Luft, als Obstkompotte entstanden, die bis zum ersten Okallon-Abend im Xert-Nektar reifen sollten. Dann wurden aus ihnen die zeremoniellen Elixiere, die man beim Schmaus am Ersten Abend trank.

Chell vermutete, dass seine Familie für jenen Abend eine große Überraschung plante. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er bemerkt, dass seine Schwestern oder Eltern leise miteinander redeten und ganz plötzlich verstummten, als sie ihn bemerkten. Bei Gesprächen über die Vorbereitungen in Hinsicht auf das Okallon-Fest war ihm aufgefallen, dass die anderen oft hintergründig lächelten.

Er hoffte, dies alles richtig zu deuten. Seit er vor anderthalb Jahren seine Gesichtsfalte bekommen hatte – Zeichen

für die Geschlechtsreife eines bolianischen Mannes –, wünschte er sich ein Hover-Fahrzeug. Er sehnte sich nach der Freiheit, die es ihm bringen würde, stellte sich vor, damit die Weiten seiner wunderschönen Heimatwelt zu durchstreifen.

Chell war von Anfang an davon überzeugt gewesen, dass er seine Ziele erreichen würde. Immerhin war er auf dem Frachtschiff seiner Mutter geboren worden, direkt im Maschinenraum. Auf Bolarus glaubte man, dass sich die Widerstandskraft eines Babys verbessert, wenn es in der Nähe des Warpkerns geboren wird. Genau in diesem Glauben war Chell als einziger Sohn seiner Eltern erzogen worden.

Sie sagten immer, er sei ein Überlebenskünstler und er würde sich halt durchs Leben boxen, sollte es Probleme geben.

Zunächst würde sich also Chell zu seinem Hovercraft boxen. Irgendwie würde er seine Eltern schon überreden. Schwieriger als den Hovercraft eines Tages als Geschenk zu bekommen, würde es sein, ihnen beizubringen, dass er eine Weltreise auf Bolarus beabsichtigte.

Sein ganzes junges Leben lang hatte er große Freude am Wandern gefunden. Als Kleinkind büchste er oft aus, wenn seine Familie einen ihrer häufigen Ausflüge in die idyllischen Fjordlandschaften ihres Atolls machte. Chell hatte dabei noch nicht geahnt, welche Sorgen er seinen Eltern bereitet hatte. Als Achtjähriger hatte er den erlaubten Bereich eines Waldes erkundet und bat darum, die Grenze weiter hinauszuschieben.

Nur seine Schwester Tallani teilte diese Wanderlust. Sie war sieben Jahre älter als er und begleitete ihn bei Campingausflügen tiefer in den Wald hinein.

Chell verehrte sie deswegen. Sie packte immer wunder-volle Leckereien für ihn ein, ganze Rucksäcke voller Fillyn

und Trope-Riegel, von Raureif bedeckte Behälter mit eisgekühltem Zabosha. Stundenlang wanderten sie, tief hinein in den Wald. Tallani deutete dabei auf ungewöhnliche Pflanzen und Bäume, die nur an dunklen und feuchten Stellen wuchsen. Schließlich erreichten sie einen geheimen Ort, den Tallani vor einigen Jahren entdeckt hatte: Eine Lichtung, auf der eine verlassene Hütte stand. Tallani glaubte, dass sie einst einem Waldarbeiter gehört hatte, aber niemand wusste, wer es gewesen und warum er fortgegangen war.

Einfacher konnte eine Hütte eigentlich kaum sein: Nur ein Raum und ein Fenster. Die Einrichtung bestand aus einem Schrank, der nichts enthielt. Doch für Chell wurde schon bald ein Schloss daraus. Er entfernte Staub und Spinnenweben, stattete die Hütte mit Dingen aus, die er im Abfall der wohlhabenderen Viertel seiner Heimatstadt fand. Viele Wanderschaften durch den Wald waren nötig, um seine Besitztümer zur Lichtung zu bringen: Kissen, ein Feldbett, Lampen, Vorhänge. Tallani half ihm jedes Mal und trug die schwereren Dinge.

Nur sie beide wussten von der Hütte, niemand sonst. Chell teilte das Geheimnis weder mit seinen Freunden noch mit dem Rest der Familie. Tallani schien die Bedeutung dieser privaten Domäne für ihn zu verstehen und hütete das Geheimnis ebenfalls, soweit er wusste.

Viele Stunden verbrachte er dort und seine Aktivitäten veränderten sich, während er größer wurde. Als kleiner Junge gab er sich Fantasievorstellungen hin und schlüpfte in die Rolle des Prinzen Vokot, der vor Äonen die unheilvollen Loopoo-Geister von Bolarus vertrieben und dadurch dauerhaften Frieden geschaffen hatte. Er, Prinz Vokot, tötete den König der Loopoo-Geister, Deio: Mit Krumschwert Kajar schlug er ihm den Kopf ab und beendete damit für immer die Gefahr.

Er stellte sich die Siegesfeier vor, die nach der Legende vierzehn Tage gedauert hatte. Während dieser Zeit aß und trank Vokot nichts, verzichtete auch auf Schlaf – er hatte das Herz des getöteten Monstrums verspeist und dadurch genug Kraft. Diesen Teil übersprang Chell für gewöhnlich, denn er konnte – oder wollte – sich nicht vorstellen, ein rohes Herz zu essen.

Aber er genoss die Bewunderung des imaginären Volkes. Große Mengen jubelten ihm zu und waren so dankbar, dass sie ganz außer sich gerieten vor Entzücken. Immer wieder ließen sie ihn hochleben und schrieten voller Bewunderung. Vierzehn mythische Tage lang badete Vokot im Glück seines Volkes.

Mit dem Vergehen der Jahre verlor diese Fantasie ihren Reiz für den mittlerweile fast erwachsenen Chell. Doch ihr Kern blieb bestehen: Es war der Wunsch, weit hinaus zu ziehen, ins Unbekannte, vielleicht sogar in die Wildnis, und große, heldenhafte Taten zu vollbringen.

Chell war niemand, der sich selbst Fragen stellte, sondern eher sein Leben lebte und auf sein Bauchgefühl vertraute. Aber in manchem Lichten Momente, da war er sich natürlich dessen gewahr, dass es Gründe dafür geben mochte, dass er weiterhin Träume träumte, die auf ihre Weise genauso fantastisch waren wie der Kampf gegen Deio, während all seine Altersgenossen längst bodenständig waren und sich ihrer eigenen Zukunft auf Bolarus oder anderswo zugewandt hatten. Ja, es gab Gründe... Und der wohl ausschlaggebende von ihnen war: Chell hatte keine Freunde.

Freunde...er hatte sie noch nie gehabt, nicht soweit er sich entsinnen konnte. Möglicherweise lag es daran, dass er ein mehr als nur korpulenter Junge war – was nicht zuletzt auf einen nicht korrigierbaren Defekt in seinem Stoff-

wechsel zurückzuführen war – und an einer fast notorischen Schüchternheit, was zwischenmenschliche wie öffentliche Auftritte anbelangte. Außerdem hatte man sehr früh bei ihm eine Abnormalität diagnostiziert, die mit ansatzweiser Legasthenie gleichzusetzen war. Einfache, alltägliche Dinge fielen ihm unglaublich schwer, komplizierte Denkvorgänge, die jenseits der Alltäglichkeit vorkamen, erschienen ihm nicht so schwer wie seinen Schulkameraden. Vor allem in Gegenwart von Mädchen fühlte er sich im höchsten Maße unwohl, und den Mädchen schien es ebenso zu ergehen. Sie liebten andere Jungen, aber ganz gewiss nicht ihn, der – wenn er denn auf irgendwelche Feten eingeladen wurde – wie versteinert und einsam in einer Ecke stand und bestenfalls einer Topfpflanze Konkurrenz machte. Die Mädchen liebten Jungs, die permanent unterhaltsam und pflegeleicht im Umgang waren, und wenn sie dann auch noch gut aussahen, gab es daran nichts mehr zu rütteln.

Chell hatte sich schon längst damit abgefunden. Er hatte sich in der Kindheit und Jugend seine eigene Welt geschaffen, in der er große Taten vollbrachte. In der er der Held war. Und er konnte dankbar sein, dass ihn Tallani und seine Familie hierbei unterstützt, aufgefangen hatten.

Trotzdem trat, wie schon gesagt, irgendwann ein Zeitpunkt ein, da reichten dem fast zwanzigjährigen Chell seine Fantasien nicht mehr aus. Er wollte sein Leben jetzt selbst in die Hand nehmen, weit hinaus in die Welt und etwas bewirken. In erster Linie, um sich selbst zu finden. Wenn Andere schon Selbstverwirklichungsmöglichkeiten hatten, die er nicht besaß, so musste er endlich lernen, seinen eigenen Weg im Leben – und zwar nicht nur in seinen Tagträumen – zu finden.

Dies war wohl auch der Grund, warum seine Eltern ihm schließlich den Hovercraft schenkten – und mehr noch:

Ihm gestatteten, sich auf eine Reise um die Welt zu begeben.

Und so kam es, dass Chell nach Abschluss der Torasa – der Name für die bolianische High School – sich mit zwei gepackten Koffern aufmachte, um sich ins Abenteuer zu stürzen...

Chell kam ganz schön herum. Und er kam zurück.

Wenn es etwas gab, das Chell im Zuge seiner zweijährigen Reise durch die Länder von Bolarus mitgenommen hatte, dann war es die Erkenntnis, dass es sehr schwierig war, von anderen Leuten gebraucht zu werden, nur weil man gebraucht werden wollte.

Chells Einschätzung nach ließen sich die vielen Personen, denen er in all der Zeit begegnete, in drei Kategorien einteilen. Erstens: Sie waren glücklich und zufrieden mit ihrer Existenz – so wie die meisten Bewohner von Bolarus, wie er feststellen musste – und brauchten damit keine Helden. Zweitens (dies galt nur für einen Bruchteil der Bevölkerung) : Sie wünschten sich zwar eine generelle Verbesserung oder gar Veränderung in ihrem Leben, hatten aber schon Helden oder anderweitige Anker wie ihren Glauben, dass es eines Tages wieder bergauf gehen würde. Die dritte Kategorie war noch ernüchternder als die zweite: Es handelte sich um die Leute, die Helden einfach nicht in ihrem Leben haben wollten.

Unterm Strich hatten all diese Kategorien, mit denen Chell zusammengetroffen war, eine Schnittmenge: Sie zeigten eindeutig, dass für jemanden wie ihn, der Held sein *wollte*, der endlich irgendwo von irgendwem geliebt werden wollte, kein Platz war.

Die Reise ging ins Leere. Und das Ziel, dessen sich Chell erst nach und nach bewusst geworden war, verlief im Sand. Vielleicht, dachte er, war ihm jenes Ziel, mit der er seine Reise angetreten hatte, erst durch sein Scheitern ersichtlich geworden.

Aber das machte es nicht, dass er sich besser fühlte. Ganz im Gegenteil : Als er nachhause zurückkehrte, um sein altes, abgebrochenes Leben wieder aufzunehmen, hatte er mehr denn je zuvor einen Eindruck gewonnen, der ihm sagte: *Diese Welt braucht Dich nicht. Dieses Leben braucht Dich nicht. Du bist ein Versager.*

Und Du hast verloren...

Mit dem Beginn seines zweiundzwanzigsten Lebensjahrs spürte Chell, wie der Druck durch seine Eltern von der bislang subtilen Weise in eine direkte Form übergang.

Seine Mutter Ka'Toc machte ihm urplötzlich Vorwürfe daraus, dass er sein Leben nicht in beide Hände nehme. Sie sagte, sie habe viel Geduld und viel Feingefühl aufgebracht, um ihm eine Möglichkeit zu geben, sich selbst zu finden. Doch nun, bevor sie nicht mehr arbeitsfähig wäre, müsse sie dafür sorgen, dass ihr einziger Sohn es endlich zu etwas Vernünftigem bringe.

Chell kannte den Grund für die gravierende Wandlung im Verhalten seiner Mutter nicht. Er konnte nur darüber spekulieren, ob vielleicht sogar ihr Vater dahinter steckte und nun Druck über sie auszuüben suchte, so wie es eben in konservativen bolianischen Familien nicht selten der Fall war. Aber *hatte* er denn eine konservative Familie? Bislang war er von etwas Gegenteiligem ausgegangen.

Eine Sache zumindest vermochte Chell für sich zu widerlegen: Seine Mutter hatte geradezu so getan, als würde ihr

Zukunft als Rentnerin so aussehen, dass sie einseitig abhängig von ihrem einzigen Sohn wäre. Welch merkwürdige Rechnung. Was war denn mit Tallani und seinen anderen beiden Schwestern? Sie alle studierten erfolgreich an zwei Eliteuniversitäten von Bolarus. Was konnte sich eine Mutter Schöneres für ihre Kinder wünschen? Und was kam es da noch auf das vierte Kind an, das seinen Platz in der Welt einfach nicht fand?

Je mehr Chell darüber nachdachte, desto mehr glaubte er die wahren Beweggründe seiner Mutter verstehen zu können. Vielleicht machte sie sich, als sie nach der Rückkehr von seiner Weltreise sah, dass er sich nicht selbst begegnet war, schließlich Vorwürfe. Vorwürfe, wie sie sich eine Mutter nun mal machte, wenn dem Kind das eigene Glück versagt blieb. Und der einzige Ausweg, den sie zu sehen meinte, war jetzt eine Form jenen Drucks, den sie niemals ausgeübt hatte. Sie hatte wohlmöglich das Selbstvertrauen verloren, und obwohl sie ihre Warmherzigkeit und Geduld in all den anderen Lebenslagen nicht verlor, war das Verhältnis zu Chell von nun an geprägt durch sehr viel mehr Härte.

Dieser Härte war es zuletzt, die den fast dreiundzwanzigjährigen Chell dazu trieb, in ihre Fußstapfen zu treten und auf dem Frachtschiff eines bolianischen Logistikunternehmens anzuheuern. Und zwar als Mechaniker, unterer Dienstgrad für den Anfang.

Chell verrichtete seine Arbeit ohne zu murren, hatte er es doch irgendwann aufgegeben, seinen Träumen nachzustellen. Irgendwann hatte sich ein sehr nüchternes Verhältnis zur Realität eingestellt, und Chell dachte nicht mehr an Morgen, sondern blieb im Hier und Jetzt, tat seinen Job, verdiente auf ehrliche Weise seine Credits.

In diesem Lebensabschnitt kristallisierten sich seine technischen Talente und Fähigkeiten heraus, und er stieg

einen Rang nach dem anderen im Maschinenraum der *Queen Vaq* empor, bis er schließlich den Posten des stellvertretenden Chefsingenieurs erhielt.

Während eines kritischen Unfalls durch die Explosion einer Plasma-Leitung in unmittelbarer Nähe des Warpkerns bewies Chell jede Menge Know-how und Geschick, als er die Notabschaltungssequenz manuell durchführte und das ganze Schiff nicht nur rettete, sondern auch vor unangenehmen Schäden bewahrte. Nach diesem Ereignis dauerte es nicht lange, da fand ein Verdrängungsprozess auf der *Queen Vaq* statt: In Anbetracht der Risiken, dem sein Schiff aufgrund des Transports teils unberechenbarer Substanzen permanent ausgesetzt ist, entschied der Kommandant, Chell als neuen Chefsingenieur einzusetzen. Dies nahm ihm der bisherige Leiter der technischen Abteilung, ein alter Bolianer namens Woqat, persönlich recht krumm, konnte aber nichts ausrichten und musste sich in die Verwaltung des Unternehmens zwangsversetzen lassen.

Durch die Übergabe des Staffelholzes im Maschinenraum der *Queen Vaq* an Chell wuchs dessen Selbstwertgefühl beizeiten, flaute aber alsbald wieder ab.

Die Wahrheit war doch: Vom persönlichen Glück war er nach wie vor weit entfernt. Immer noch fehlten ihm wirkliche Freunde, eine Frau, die ihn liebte und die er lieben durfte. Immer noch fehlte ihm...ein Himmelslicht für die Zukunft.

Deshalb war Chell es zuletzt, der seine Depression keinen Riegel mehr verschieben konnte, und bevor sich ein Abfall seiner Leistungen auf der *Queen Vaq* unangenehm bemerkbar machte, hatte er gekündigt.

Seine Eltern waren selbstverständlich über diesen Schritt erzürnt gewesen, habe doch aus ihrer Sicht nicht der geringste Anlass dazu bestanden. Doch Chell wusste, worum

es ging. Er *fühlte* es. Und darauf kam es an. Also, um weiteren Konfrontationen mit ihnen aus dem Weg zu gehen, beschloss er, Bolarus zu verlassen. Immerhin – was hatte er schon zu verlieren? Er war nunmehr siebenundzwanzig Jahre alt und hatte nicht einmal den bolianischen Sektor verlassen. Die Neugier auf die Föderation jenseits von Bolarus war sein einziger Antrieb, und sie verhinderte bisweilen, dass er noch mehr hinschmiss als nur seinen Job.

— — —

Die Erde. Der Blaue Planet. Zentrales Herzstück der Föderation.

Dorthin hatte es Chell verschlagen. Der Puls des Lebens hatte ihn angezogen, und er war einfach nur seinem Instinkt gefolgt.

Die Erde war interessant. Nicht nur, weil sie ein Paradies war. Sie beherbergte Dutzende von Spezies, die eifrig ihren Geschäften nachgingen. Es war ein anderes Klima als auf Bolarus. Alles und jeder waren viel freundschaftlicher gesonnen, marktwirtschaftlicher Konkurrenzdruck existierte nicht. Alles lag in der Balance, weil die Sensibilität dieser Welt weiter entwickelt war.

Trotzdem fand er auch hier keinen Anschluss. Vermutlich lag es daran, *dass* hier alles so perfekt anmutete. Es gab ihm das Gefühl, ein sozialer Fremdkörper zu sein, der nur neiden, aber nicht teilhaben durfte...

In einer Bar namens ‚Sandrine’s‘ in der südfranzösischen Stadt Marseilles machte Chell die flüchtige Bekanntschaft mit einem jungen Terraner. Er hieß Tom Paris – und er schien genauso wenig vom Glück gesegnet zu sein wie Chell.

Ein echter Einzelfall auf der Erde!

Und Chell war es nur recht so, fand er in Paris doch eine Art Leidensgenossen vor, wie unterschiedlich die beiden Männer auch sein mochten.

Tom war der Sohn eines hohen Admiralstiers aus der Sternenflotte, und er hatte dem familiären Druck nicht standgehalten – ebenso wenig wie Chell, obwohl die Messlatte bei ihm nicht ganz so hoch angesetzt worden war.

Tom hatte ihm erzählt, schon als Kind habe er den Haarschnitt gehasst, den sein Vater ihm verpasste und trug eine Mütze. Außerdem habe sein Vater allenthalben von der Obersten Direktive gelabert, bis er es nicht mehr hören konnte. Nach Abschluss der Akademie kam Tom zu einer Einheit der SAV (= Small Attack Vessel), wo er sich zu einem hervorragenden Piloten entwickelte. Doch dann beging er bei einer Übung einen schrecklichen Fehler: Ein Pilot starb, und Paris fälschte die Berichte aus Furcht, die Karriere, die man von ihm erwartete, könnte Schaden nehmen. Nach qualvollen Nächten, in denen ihn sein Gewissen plagte – in denen ihn der tote Pilot heimsuchte, wie er sagte – zerriss er sein Lügengespinnst wieder. Er sei erleichtert gewesen, alles zu gestehen, obwohl seine schrecklichsten Ängste wahr wurden: Man verstieß einen Paris aus der Sternenflotte – der gute Name war für immer beschmutzt.

Nun war Tom genauso heimat- und trostlos wie Chell. Ein zurückgelassener Vagabund auf den Straßen des Lebens.

Eine besondere Freundschaft entwickelte sich nicht zwischen beiden, da Tom sich über sein charmantes Gebaren und sein attraktives Erscheinungsbild eifrig am anderen Geschlecht bediente. Er hatte Chell gegenüber selbst zugegeben, dass er einst stabile, langfristige Beziehungen bevorzugt habe, jetzt aber nur noch auf Sex aus sei, weil Liebe nicht mehr vorkomme in seinem Leben. Es schien

ganz so als benutze Tom die Frauen wie eine Art Droge. Eine Droge, genauso wie der Alkohol, den er in Massen konsumierte. Aber zumindest ergab es sich, dass Tom und Chell sich regelmäßig zum Billardspielen im ‚Sandrine’s‘ trafen.

Eines Nachts dann – Tom war gerade sturzbesoffen zusammen mit einer provenzalischen Schönheit, dessen Name Chell schon wieder vergessen hatte, abgerauscht – saß Chell als einer der letzten Besucher in der Bar.

Chell hasste sich dafür, dass er Tom hinterher eiferte und sich nun Whisky einschenkte. Puren Whisky. Auf Eis verzichtete er. Er saß allein an einem Tisch in der Ecke und kippte sich das Zeug herunter wie Wasser. Er spürte den scheußlichen Geschmack nicht mehr, und zwar nicht, weil er sich daran gewöhnt hätte, nein, wohl eher, weil es ihm egal war.

Gestern hatte er sich bei einem Touristikunternehmen in Paris beworben – und war in der ersten Runde der Aufnahmeprüfungen durchgefallen. Grund? Zu alt. Zu unerfahren.

„Durchfallen?! Aber wie kann so etwas auf der Erde möglich sein?!“, hatte er protestiert, und man blickte ihn aus kalten Augen an. „Was seid Ihr eigentlich für komische Kreaturen, Ihr Menschen?!“

„Mister Chell, vielleicht sollten Sie jetzt gehen...“

Er war gegangen, bereit sich die Hücke zuzuschütten, bis dass der Arzt kam. Denn es war nicht das erste Mal gewesen, dass man ihn bei seinen Bewerbungen abgelehnt hatte.

Woran lag es nur? War er zu unkonzentriert, war er inkompetent?

Chell blickte zurück auf sein Leben und fand nichts, doch nur seine einigermaßen, zumindest in äußerer Hinsicht

erfolgreiche Zeit auf der *Queen Vaq*. Warum war er nur weggegangen? Warum war er nur –...

„Sind Sie allein?“ Die Stimme gehörte jemanden, der sich ihm von hinten genähert hatte. Chell drehte sich um und sah zu einem hoch gewachsenen, kräftig gebauten Menschen auf. Der Fremde hatte schwarzes Haar und eine seltsame Tätowierung an der Schläfe. Seine Stimme war ruhig, aber auch gebieterisch, hatte ein Timbre, das selbst den von Alkohol umnebelten Bolianer aufhorchen ließ.

„Ja, das bin ich. Weil ich es so will.“

„Was dagegen, wenn ich mich setze? Ich möchte Ihnen etwas vorschlagen.“

„Gehen Sie, Menschlein. Bin nicht interessiert.“

„Vielleicht doch – wenn Sie mir zugehört haben.“

Chell hätte sich in seinem derzeitigen Zustand mit weniger aufdringlichen Leuten geprügelt. Doch irgendetwas in der Stimme dieses Mannes, in seiner Präsenz, deutete auf eine Autorität hin, die ihn beeindruckte. Er deutete auf den nächsten Stuhl und der Mann nahm Platz.

„Ich heiße Chakotay.“, sagte er, aber Chell winkte sofort ab. Er würde sich ohnehin nicht an den Namen erinnern, und deshalb konnten sie sich solche Formalitäten sparen. Er verzichtete darauf, sich vorzustellen.

„Sie sind Ingenieur, soweit ich weiß.“, fuhr Chakotay fort.

„Vielleicht könnten wir uns gegenseitig helfen.“

Chell schwieg, ermutigte den Mann nicht, dem es erstaunlicherweise gelungen war, seine Neugier zu wecken. Er fühlte Chakotays prüfenden Blick auf sich ruhen und fragte sich zum ersten Mal seit langer Zeit, ob er den Erwartungen gerecht wurde.

„Ich gehöre zu einer Gruppe, die immer gute Ingenieure gebrauchen kann.“

„Und was ist das für eine Gruppe?“ Die Sache hatte etwas Verdächtiges. Normalerweise gab es auf Föderations-

planeten keine Gruppen, die in Hafenkneipen nach Ingenieuren Ausschau hielten.

Chakotays Blick huschte durch den Raum und suchte nach eventuellen Lauschern. „Wissen Sie, was in der Entmilitarisierten Zone zu den Cardassianern vorgeht?“, fragte er daraufhin.

Chell zuckte mit den Achseln. Hier und dort hatte er gemurmelte Bemerkungen gehört, ohne den geschilderten Ereignissen echtes Interesse zu überantworten. Jetzt bedauerte er, nicht aufmerksamer gewesen zu sein. Etwas in ihm wollte sich diesem Mann als eine gut unterrichtete Person präsentieren.

Er hörte zu, als Chakotay seine Geschichte erzählte, wünschte sich dabei, weniger getrunken zu haben. Er versuchte, sich auf die Worte zu konzentrieren, die von der Vereinbarung der Föderation und der cardassianischen Union berichteten. Diese beendete den langen Konflikt, aber zahlreiche Kolonisten fanden sich in der Entmilitarisierten Zone *zwischen* den beiden Einflusssphären wider. Eigentlich sollten sie ihre Welten verlassen, aber viele von ihnen – darunter auch Chakotays Volk – lehnten es ab, ihre neue Heimat aufzugeben. Sie blieben, obgleich sie nicht mehr den Schutz der Föderation genossen.

Das nutzten die Cardassianer natürlich aus, indem sie immer wieder Kolonien überfielen, in der Hoffnung, den Siedlern das Leben so schwer zu machen, dass sie ihnen ihre Welten überließen.

Eine wachsende Anzahl von Personen – Menschen, Vulkanier, Bolianer, Ktarianer; praktisch alle Völker der Föderation waren vertreten – hatte sich zu einer lockeren Gruppe zusammengeschlossen, um sich selbst und die Kolonisten zu schützen. Die Beweggründe dieser Leute, der Gruppe beizutreten, seien sehr unterschiedlicher Natur. Sie dienten aber zuletzt – und darauf komme es an – ei-

nem übergeordneten Ziel, das sie alle vereine. Jene Gruppe...sie nannte sich der Maquis, so wie die Freiheitskämpfer aus dem 20. Jahrhundert auf der Erde. Chakotay gehörte zu dieser Gruppe und hielt immer wieder Ausschau nach neuen potentiellen Kandidaten für sein Team. Von Chell habe er erfahren, weil er ohnehin nach Marseilles gekommen sei, um einen unehrenhaft aus der Sternenflotte entlassenen Mann zu suchen, der seine Tage in Marseilles damit verbrachte, zu trinken und Billard zu spielen. Tom Paris.

„Tom? Den kenne ich!“

„Ich werde morgen mit ihm sprechen.“, versicherte Chakotay. „Aber zunächst zu Ihnen. Wie lautet Ihre Antwort?“

„Die hängt von einer Frage ab: Kann man in Ihrer Gruppe ein Held sein?“

Die Frage verwunderte Chakotay zunächst, und dann lächelte er. Er spürte wohl, dass er bei Chell voll und ganz an die richtige Adresse geraten war. „Allerdings...das können Sie. Und ich werde es Ihnen beweisen.“

Chell überlegte kurz. Wieder stolperte er über eine ebenso bescheuerte wie sinnlose Frage: *Was habe ich zu verlieren?*

Er setzte zu einer Antwort an und hörte, wie seine Stimme versagte. Er hüstelte, schob das Glas Whisky beiseite und sah in die dunklen, unauslotbar tiefen Augen Chakotays. „Okay, dann bin ich, bin ich dabei.“

Er war also dabei.

Und Tom am nächsten Abend auch, denn schließlich hatte auch er nur wenig, wenn nicht gar nichts zu verlieren.

Bei Chell war es der ewige Wunsch gewesen, für irgendwen ein Held sein zu können, Tom war von Chakotay begeistert worden, indem er ihm versprochen hatte, wieder fliegen zu dürfen.

Chakotay lieferte Chell seinen versprochenen Beweis. Sie begaben sich nach Dorvan V – einer Siedlung nord-amerikanischer Indianer von der Erde, zu deren Stamm auch Chakotay zählte –, um die neuen Mitglieder des Maquis einzuweihen. Dort wurde unter Anderem auch ein großes Fest gefeiert. Eine indianische Schönheit namens Sweta, von der Chell erst später erfuhr, dass es sich um Chakotays Schwester handelte, tanzte mit ihm. Und auch andere Frauen gingen auf Tuchfühlung.

Chell fühlte sich in jener Nacht auf dem Indianerplaneten so belebt wie nie zuvor. Denn endlich schien sein Traum, auf den er Jahrzehnte schier vergebens gewartet hatte, in Erfüllung zu gehen. Endlich konnte er jemandes Held sein. Indem er jene Leute auf Dorvan und auf anderen Kolonien vor den Cardassianern beschützte. Und seine technischen Fähigkeiten waren auch gebraucht.

Gebraucht... das war das richtige Wort. Er war gebraucht, und zwar nicht nur in funktioneller, sondern auch individueller Weise.

Gebraucht. Chell, dachte er in dieser Nacht, als er sich gleich mit drei jungen Indianerinnen in seinem Zelt vergnügte, *Du bist der König der Welt!*

Das Gefühl allumfassenden Triumphs verließ ihn schnell.

Mit der Wiederbelebung seines früheren Selbst regten sich auch wieder die Dämonen von einst. Mit der Chefingenieurin auf Chakotays Schiff *Liberty*, einer Halbklingonin namens Torres, kam weder Chell noch Tom besonders gut

zurecht. Chell hielt sie für eine leidenschaftliche, energische Frau, die ganz auf ihre Arbeit konzentriert und nicht an Freundschaften interessiert war.

Chell realisierte, dass der Umgangston an Bord eines Maquis-Schiffes ein anderer war, als man ihn in Institutionen wie der Sternenflotte pflegte. Tom zum Beispiel behandelte die Frauen an Bord wie Sexualobjekte, ein Verhalten, das sie sehr ärgerte. Den Männern gegenüber gab er sich trotzig, was ihn zwar nicht beliebt machte, aber dafür sorgte, dass ihm niemand nahe genug kam, um ihn zu verletzen. Leute, die dieses Verhalten vertraten, gab es viele.

Nur Chell versuchte mit aller verkrampften Entschlossenheit, seinen – wie er langsam merkte – verblühten Vorstellungen von Heldentum und interstellarer Romantik treu zu bleiben. Er wusste, dass er irgendwann einmal mit dieser Einstellung auf Grund gehen würde.

Immer mehr versuchte er sich in seiner Arbeit im Maschinenraum des Schiffes – er war nach Torres der stellvertretende Chefingenieur – abzulenken, aber das funktionierte nur bedingt.

Die Konfrontationen mit cardassianischen Kreuzern häuften sich, und sie wurden härter. Was für Chell als ein Abenteuer wie in einem spannenden, aber letzten Endes für den Protagonisten glimpflich verlaufenden Roman begonnen hatte, verwandelte sich zusehends in ein Horrorkabinett.

Tom, die einzige Person an Bord, zu der Chell ein Verhältnis hatte, wurde schon während ihrer ersten Mission, die die Verteidigung von Dorvan zum Ziel hatte, vom Sternenflotten-Schiff *Bradbury* geschnappt. Ihm blieb keine Zeit, diesen Verlust zu verarbeiten, denn die Kämpfe gingen weiter. Immerzu länger. Immerzu erbitterter. Er sah

viele Schiffskameraden in Bodenkämpfen mit cardassianischen Soldaten sterben.

Es war auf Selka, bei der Verteidigung einer wohlgesonnenen Maquis-Kolonie...

Elendig, wie die Insekten.

Und dann fiel es Chell wie Schuppen von den Augen: Das hier war kein Heldentum. Es hatte nie etwas damit zu tun gehabt, nur in seiner Fantasie. Tatsächlich war es der reinste Selbstmord.

Aber er hatte den Schritt getan, hatte die Entscheidung getroffen. Jetzt konnte er nicht mehr zurück...

Im Jahre 2371 war Chell neunundzwanzig Jahre alt und immer noch an Bord der *Liberty*.

Im Laufe der zurückliegenden Monate und Jahre härtester Auseinandersetzungen mit den Cardassianern war er abgestumpft. Es war irgendwie ganz normal geworden, Tod und Zerstörung mitzuerleben, ununterbrochen schwitzend ums eigene Überleben zu kämpfen.

Genauso wie an jenem Tag, der Chells Leben gänzlich verändern sollte. Sternzeit: 48315...

„Ein cardassianisches Schiff nähert sich!“, sagte Chakotay und Chell hörte die Anspannung in seiner Stimme. Er stand an einer hinteren Konsole auf der Brücke und stellte – wie auch die anderen – fest, dass es sich um einen Kreuzer der Galor-Klasse handelte – solche Schiffe waren besonders schwer bewaffnet.

Die *Liberty* schoss in den Warptransit, aber ihr Gegner befand sich bereits in Reichweite. Disruptorstrahlen trafen den Maquis-Raumer. Tuvok, jener Vulkanier, den Chakotay jüngst auf Bajor rekrutiert hatte, feuerte einen Torpedo

ab, der das cardassianische Schiff nur leicht beschädigte. Es gab die Verfolgung nicht auf.

„Wir müssen zurück in die Badlands!“, rief Chakotay, als die *Liberty* erneut getroffen wurde. Das Schiff schüttelte sich und Funken stoben aus einer Konsole.

Doch an jenem Tag boten die Badlands keinen Schutz.

Zwischen den längst vertraut gewordenen Plasmastürmen lauerte eine Anomalie und den ersten Hinweis darauf bot ein weißer Lichtblitz.

„Was war das?“, fragte Chakotay.

„Seltsam.“, erwiderte Tuvok. „Wir sind gerade durch einen kohärenten Tetryonenstrahl geflogen.“

„Ursprung?“

„Unbekannt. Jetzt nähert sich uns eine massive Verschiebungswelle...“

Sie blickten auf die Monitore und Bildschirme, als ein nebelartiges Etwas der *Liberty* entgegenwogte.

„Mit der gegenwärtigen Geschwindigkeit erreicht uns die Welle in weniger als dreißig Sekunden.“, sagte Tuvok.

Sie versuchten, ihr zu entkommen – vergeblich. Die Verschiebungswelle erreichte das Schiff und hüllte es in ein Licht, das die Crew blendete.

Und so geschah es, dass die *Liberty* vom Alpha– in den Delta–Quadranten versetzt wurde. 75.000 Lichtjahre entfernt von der Heimat, bedingt durch ein Wesen, das den Namen „Fürsorger“ trug. Im Delta–Quadranten schloss sich die vierzigköpfige Mannschaft der *Liberty* der ebenfalls hierher versetzten *U.S.S. Voyager* an – was vielen Maquisaden nicht passte. Zumindest gab es ein Wiedersehen mit Tom Paris.

Chell hätte nicht gewusst, wie er dazu stehen sollte, wäre nicht schon die erste wichtige Entscheidung des Sternenflotten–Captains namens Kathryn Janeway mit fatalen Fol-

gen für die Crew gewesen: Sie zerstörte jene Technik, die sie in den Delta-Quadranten transferiert hatte und mit der sie imstande gewesen wären, in die Heimat zurückzukehren.

Damit war Chells Meinung von dieser Kommandantin und ihrer Sternenflotten-Crew von vorneherein einer klaren Zäsur unterzogen worden. Die Tatsache, dass sich Chakotay Janeway anschloss, riss zunächst eine tiefe Schneise in die Maquis-Crew. Viele, die nicht wie Chakotay eine Vergangenheit an der Sternenflotten-Akademie und im aktiven Flotteneinsatz hatten, fühlten sich urplötzlich bedrängt von all den Regeln, Protokollen und Beschränkungen an Bord der *Voyager*, so auch Chell.

Er entwickelte sich zu einem „Schwätzer und Störenfried“, wie ihn Lieutenant Commander Tuvok – er entpuppte sich als Spion der Sternenflotte auf der *Liberty* – später titulieren würde. Chell ließ die Aufgaben, die ihm zugeteilt wurden, unerledigt, da er weder Hoffnung noch motivatorischen Antrieb besaß, diesem Sternenflotten-Raumer von seiner Seite etwas Gutes zu tun.

Doch die Zeit brachte es mit sich, dass Chell anders über dieses Schiff und seine zusammengewürfelte Mannschaft zu denken begann. Maquis und Sternenflotte wuchsen zusammen, und zwar in einer Weise, die gegenseitige Anpassung versprach. Für die Maquis-Mitglieder bedeutete dies, dass sie lernten, was es hieß, an Bord eines Sternenflotten-Schiffs Dienst zu tun, bei der Mannschaft der Sternenflotte ging es darum, dass man es allmählich verstand, in der eigenen Situation fernab der Heimat nicht nach dem Handbuch vorzugehen, sondern die Regeln von Zeit zu Zeit ein wenig zu dehnen, flexibler zu sein, ohne grundlegende Direktiven zu verletzen. So entstand etwas Neues, das miteinander harmonierte.

Abgesehen von seiner früheren Begegnung mit Tom Paris war es für Chell das erste Mal in seinem Leben, dass er engere Bekanntschaften und Freundschaften schloss – und damit ist nicht der alltägliche Smalltalk gemeint. Neben Paris entstanden enge Freundschaften mit Kameraden von der *Liberty* (zum Beispiel mit Kenneth Dalby, Mariah Henley und Crewman Gerron), aber auch mit Offizieren der Sternenflotte wie Alex Munro, Telsia Murphy, den Jones-Schwwestern und Harry Kim.

Es schien fast so, als hätte die lange Reise, welche die *Voyager* nun vor sich hatte, etwas Erstarrtes in Chell wieder in Bewegung gebracht, ebenso traf dies auf die anderen Leute an Bord zu. Man wuchs zusammen, entwickelte ein Gespür für den jeweils anderen, denn hier draußen, im Delta-Quadranten, bildeten sie so etwas wie eine Großfamilie.

Im vierten Jahr auf der *Voyager* wurde Chell eine besondere Ehre zuteil. Er wurde von Sicherheitschef Tuvok zusammen mit einer Handvoll anderer Offiziere aus der Sicherheitsabteilung ausgewählt, um unter der Leitung von Fähnrich Munro ein spezielles Elite-Team für taktische Spezialeinsätze zu formen. Dieses Team wurde auf den Namen ‚Hazard-Team‘ getauft. Zusammen gingen sie gegen die Ausgeburten des Delta-Quadranten vor: Hirogen, Borg, Spezies 8472... Im Zuge all dieser Einsätze wurde Chell gefordert, und er wuchs weiter über sich hinaus.

Als die *Voyager* im Jahre 2377 unverhofft zur Erde zurückgelangt, hatte er sich grundlegend verändert. Er war mit den Wassern der Erfahrung, des Glücks und der Niederlage gewaschen worden.

Er glaubte, er wüsste nun, welchen Weg er einschlagen musste.

Doch wie schnell spielt das Leben einem Streiche...

Im Jahre 2377 war Chell sechsunddreißig Jahre alt.

Seit seiner Entscheidung vor mehr als zehn Jahren, das Frachtschiff *Queen Vaq* zu verlassen, hatte Chell keinen Kontakt mehr zu seiner Familie gehabt. Tallani schien die einzige zu sein, welche dies störte, hatte sie ihm doch gegen das ausdrückliche Verbot ihrer Eltern Chell immer wieder Briefe in den Delta-Quadranten zukommen lassen, die über die Midas-Phalanx transferiert worden waren.

Kaum hatte Chell nun wieder einen Schritt in den Alpha-Quadranten gesetzt und verkraftet, dass in den sieben Jahren seiner Abwesenheit der größte Krieg aller Zeiten getobt und zahllose Raumgegenden, Welten und Leben ruiniert hatte – darunter auch den Maquis –, da erfuhr er, dass Tallani – ausgerechnet die seiner Schwestern, denen er am nächsten gestanden hatte – schwer erkrankt war.

Gegen die Aussprache seiner Eltern, nicht mehr nach Bolarus zurückzukehren, machte sich Chell sofort zu Tallani auf.

Sie hatte sich, ohne dass es eine plausible wissenschaftliche Erklärung gab, die trantikanische Grippe zugezogen. Diese war zwar nicht ansteckend, aber dafür im höchsten Maße tödlich. Und es existierte kein Heilmittel.

Chell brachte sie in den kommenden Wochen und Tagen, als Tallanis Zustand noch stabil war und sich die Symptome erst sehr langsam zu manifestieren begannen, vom einen Spezialisten und der Föderation zum anderen. Niemand kannte eine Möglichkeit – und sei es auch nur eine experimentelle gewesen –, Tallani zu heilen.

Das Gefühl, sie einfach so sterben lassen zu müssen, war nicht auszuhalten. Doch es schien fast so, als ließ ihm

das Schicksal keine Wahl. Ein Schicksal, dass ihn, kaum hatte er seine Liebsten erreicht, wieder von ihnen trennte...

Dann eines Tages, während eines Aufenthalts auf Igola VI, begegnete Chell einem älteren Orioner namens Max. Ein zufälliges Gespräch ergab sich. Er war ausgesprochen fachkundig, sagte, seine Frau, sei Ärztin und arbeite tatsächlich an einem Heilmittel gegen die trantikanische Grippe. Chell konnte es kaum fassen. Da würde sich wirklich einer seiner Probleme annehmen. Max sagte ihm, er würde gerne eine Art Tauschgeschäft vereinbaren: Chell sollte seine Dienste zeitweilig für einige Transaktionen, die er nicht weiter konkretisierte, hergeben. Dafür würde er alsbald das Heilmittel erhalten.

...und so kam er in Kontakt mit dem Orion-Syndikat.

Zunächst handelte es sich um einfache Lieferaufträge – Drogen, Waffen und dergleichen. Aber die Aufträge wurden heftiger, ohne dass Chell irgendeine Meldung mehr von Max bezüglich des Heilmittels erhielt...und ehe sich Chell versah, erwartete man von ihm, orionische Mädchen, die zur Zwangsprostitution gezwungen waren, durch den halben Quadranten zu fliegen, um sie bei irgendeinem gewalttätigen Zuhälter abzuliefern.

Chell war niemals ein amoralischer Kerl gewesen.

Doch diesmal tat er es. Er führte die Aufträge aus, und zwar weil er so verbissen um dieses Heilmittel kämpfen wollte, dass Tallani das Leben retten mochte. Mehr als sechzehn Monate erfüllte er für das Orion-Syndikat einen hochkarätigen Auftrag nach dem anderen...bis er nicht mehr konnte...nicht nur wegen seiner allmählich schwindenden Hoffnung, das Heilmittel doch noch zu kriegen, nein, sein Job war ausgesprochen gefährlich geworden. Beizeiten verfolgte ihn sogar der Sternenflotten-Geheimdienst. Ein Agent namens Bogy't war ihm dicht auf

den Fersen, einige Male entging Chell mit viel Geschick nur knapp einer Falle, die dieser Bogy't für ihn gestellt hatte.

Chell machte sich die Finger ordentlich schmutzig.

Und das Heilmittel sah er nie. Warum? Weil es überhaupt kein Heilmittel gab. Max hatte ihn gelehmt, um den Finger gewickelt. Keiner hatte so viel Illegales für ihn wie getan wie Chell. Er war das ideale Nutzgespann des hochkriminellen Orion-Syndikats gewesen.

Chell beendete rasch das Verhältnis zu seinen falschen Freunden und tauchte unter falscher Identität auf Bolarus unter, wo er jedoch vorher bei Tallani blieb, bis diese starb.

Chell verbrachte Wochen an Tallanis Seite. Sie war im fortgeschrittenen Stadium der trantikanischen Grippe erblindet, und deshalb las er ihr stundenlang vor. Inspirierende Geschichten von bolianischen Helden, die schwierige Zeiten überstanden. Er hoffte, seiner Schwester auf diese Weise Mut zu machen. Aber er wusste nicht, ob es ihm gelang. Gelingen *konnte*. Tallani verfaulte allmählich, und zwar von innen heraus. Es war die scheußlichste Art zu sterben, die man sich vorzustellen imstande war. Sie konnte nicht sprechen, denn ihr Kehlkopf war bereits angegriffen. Aber sie hörte ihn und Chell stellte sich vor, dass der Klang seiner Stimme ihr Trost brachte.

Hauttransplantationen wurden durchgeführt, doch der Körper stieß das neue Gewebe ab. Drei Versuche unternahmen die Ärzte, bevor sie den Kopf schüttelten und eingestanden, nicht weiterzuwissen.

Tallani bekam starke schmerzstillende Mittel. Ohne sie hätte sich seine Schwester in einem Zustand ständiger Agonie befunden. Die Arzneien sorgten dafür, dass sie in einem „erträglichen Maße“ litt, wie es die Doktoren aus-

drückten. Es existierte kein Heilmittel. Trotzdem fragte sich Chell, wie die Ärzte so etwas festgestellt hatten und woher sie wussten, was für Tallani erträglich war und was nicht. Wenigstens konnten die Ärzte die Situation Tallanis ein wenig verbessern und dafür war er dankbar.

Tallani lag reglos auf dem Bett, während sie ihre Brust langsam hob und senkte. Verbände bedeckten Gesicht und Körper. Sie musste ganz allein leiden, in einer Welt, die sie mit niemandem teilen konnte.

Chell saß bei ihr, Tag für Tag, las vor, sprach zu ihr, sang sogar einige der Lieder, die sie ihm als Kind so oft vorgesungen hatte. Bei ihm klang es erbärmlich, aber er hoffte, es erfüllte seinen Zweck.

Tallani lebte noch sieben Wochen, drei Wochen länger als die durchschnittliche Überlebensdauer von Patienten mit der trantikanischen Grippe besagte. Chell war bei ihr, als sie immer mühsamer atmete. Viermal hörte sie auf zu atmen, um dann erneut Luft zu holen – ihr Wille schien es einfach nicht zuzulassen, dass sie starb. Die ganze Zeit über sprach Chell Worte des Trostes und sagte ihr, dass sie, wenn sie wieder genesen sei, wieder in den großen Wald zu jener Hütte zurückkehren würden, um Deio, den König der Loopoo-Geister, zu bezwingen.

Schließlich hob und senkte sich die Brust Tallanis zum letzten Mal und dann lag sie völlig reglos da. Stumm nahm Chell seine Sachen und verließ das Medo-Zentrum, verließ Bolarus, ohne sich von irgendjemandem zu verabschieden.

Spätestens seitdem seine Familie von seinem Beitritt zum Maquis gehört hatte, war die Verbindung endgültig zerstört worden. Und somit hatte sich Chell bereits verabschiedet – von allem, was ihm wertvoll war auf dieser Welt...

Da er nun in vielen Teilen des Quadranten als Verbrecher gesucht wurde, entschloss sich Chell dazu, eine Weile unter seiner falschen Identität, welche er sich zugelegt hatte, unterzutauchen, bis sich der gröbste Sturm gelegt hatte.

Nach einer Weile eröffnete er ein Fast-Food-Restaurant in der Hauptstadt von Bolarus, und er verdiente damit gute Credits. Vor allem sein ‚Bolarus Burger‘ fand großen Anklang bei der Kundschaft.

In seinem nunmehr noch einsameren Privatleben setzte auch eine Wandlung ein: Er wandte sich irdischer Literatur zu, allem voran Kafka. Es gefiel Chell, sich in die Welten eines Franz Kafka zu vertiefen, in denen die Helden diejenigen waren, die im alltäglichen Leben versagt und hinter die Fassade der hohlen und mittelmäßigen Realität schauten. Er meinte – oder *hoffte*, vielleicht ist dies das passendere Wort –, dass es ihm in seinem Leben auch so erging.

Es war schwierig, ein Held zu sein...

Und so wollte Chell zumindest eine zweite Chance bekommen, sein altes Leben wieder aufzunehmen. Als der Sternenflotten-Geheimdienst die Ermittlungen nach ihm einstellte, kehrte er auf die Erde zurück. Mithilfe einiger weniger legaler Verbindungen löschte er sein öffentliches Strafregister, und er bewarb sich sodann bei der Sternenflotten-Akademie. Was hätte er den anderes tun sollen? Seine Zeit auf der *Voyager* war die beste Zeit seines Lebens gewesen, also blieb es ihm überlassen, einen gewissen Status quo wiederherzustellen.

Aufgrund seiner Partizipation im Hazard-Team erließ man Chell die ersten beiden Akademiejahre, sodass er im Jahre 2380 mit weniger berauschendem Gesamtergebnis abschloss.

Ein Admiral sagte ihm, er könne ihm zurzeit kein Schiff vermitteln. Doch machte Chell das wirklich etwas aus?

Nein, denn er war mittlerweile erwachsen geworden. Er war nun mal das, was er war. Und er nutzte seine eigenen Ressourcen als Überlebenskünstler.

Diese Ressourcen führten ihn schließlich auf die *U.S.S. Moldy Crow*, wo er die schönste Zeit seines Lebens verbringen sollte – und mit den persönlichen Niederlagen der Vergangenheit endlich ins Reine kommen würde. Auch mit alten Widersachern...

Aber das ist eine andere Geschichte...



:: Epilog

Kleine Fabel über die Träume

Es wurden ein paar wundervolle Tage.

Alle miteinander unternahmen sie noch viel, und obwohl Daren die Nachricht von der tödlichen Erkrankung Georges ständig bewusst war, so war sie sich doch auch dessen gewahr, dass hier das Leben stattfand. Und ob Krankheit oder nicht: Sie alle genossen es, kosteten alle Momente aus.

In den letzten Tagen waren sie unzähligen Aktivitäten nachgegangen: Segelfliegen, Bergsteigen, Wandern, Schwimmen...die Liste war so groß wie ihre Laune gut war.

Trotz einiger Startschwierigkeiten zahlte sich dieser Landurlaub aus.

An diesem letzten Abend des Urlaubs saßen alle in einer großen Runde ums Lagerfeuer. Daren sog den berauschenden Duft von frischer Luft, Bourbon à la Bolarus und Immergrün ein. Neben ihr befestigte Nisba ein Marshmallow sorgfältig an einem Ast und bot es dann George an, der es dankbar annahm.

„Einen Pfennig für Deine Gedanken.“, sagte Bogy't und klopfte Nisba auf die Schulter. „Diesmal scheinst Du ja ein bisschen besser gelaunt zu sein.“

„Solange mich niemand auf einen Berg jagt, nur, um eine Wette abzuschließen.“ Ein bedrohlicher Blick ging kurzweilig an Bogy't und Mendon, die daraufhin einander wie ratlos anstarrten.

Walter hatte inzwischen seine Mundharmonika ausgepackt und begann ein paar Töne anzuspielen.

„Wollen Sie nur so dasitzen und herumklimpeln oder wollen Sie uns wirklich beglücken?“, fragte Bogy't lächelnd.

Walter zögerte einen Augenblick, dachte über die Frage nach und fing dann langsam und bedächtig an zu spielen.

Daraufhin erhoben diejenigen, die mit dem Lied vertraut waren – George und Bogy't, dann auch Flixo in erbärmlicher melodischer Konsistenz –, die Stimmen und fingen an zu singen.

Daren musterte die glückliche Runde und stellte fest, dass eine Person im Kreis fehlte.

Annika Hansen.

Sie wandte sich ab, verließ die plaudernde und singende Menge ihrer Freunde und Liebsten und schritt zu einer nahe gelegenen Lichtung, wo sie Annika fand.

„Warum sind Sie hier? Kommen Sie doch zu uns.“, bot sie ihr sofort an.

Doch Annika schien ihn Gedanken. Sie lehnte sich an einen dicken Baumstamm und stellte dann eine Frage, die Daren nicht erwartet hätte: „Ist es richtig, Träume im Leben zu haben, obwohl man genau weiß, dass man sie nie wird realisieren können?“

„Wie kommen Sie drauf?“

Annika zuckte mit den Achseln. „Es ist...eine Frage.“, tat sie es ab.

Daren nahm auf einem sonnengewärmten Stein Platz und dachte eine Weile über diese Frage nach. Sie war fest entschlossen, sie Annika zu beantworten, hatte sie doch vor zwei Jahren, als sie sie von Kathryn Janeway übernahm, auch eine Verantwortung übernommen. Sie lautete, als neue Mentorin den Menschlichkeitsprozess weiterzuführen, den Annika immer noch durchlief. Jetzt im fortgeschrittenen Stadium.

Schließlich wusste sie, wie sie es erklären musste.

Sie hob die Stimme und sprach jedes Wort langsam und deutlich aus...

„Es war einmal ein Jüngling, der es sich zum Ziel gemacht hatte, eines Tages weit hinaus zu kommen und eine Reise um die Welt zu unternehmen. Dies war sein größter, sein einziger Traum, und er war fest davon überzeugt, wenn die Zeit reif war nach ihm zu greifen und ihn zu erreichen.

Um ein gewisses Startkapital für seine Reise zusammenzuraffen, arbeitete der Jüngling in einem kleinen Laden inmitten der großen marokkanischen Stadt Marrakesch.

Es war ein merkwürdiger, kleiner Laden, in dem er da sein Bares erwirtschaftete. Aber noch merkwürdiger war sein Besitzer. Der Jüngling hatte ihn des Öfteren versucht, einzuschätzen und zu durchschauen, doch eine mysteriöse Aura schien um den alten Mann zu schweben; etwas, das er an sich hatte, wirkte nicht von dieser Welt.

Irgendwann traute sich der Jüngling, ihm eines Abends eine erste Frage zu seiner Person zu stellen. Er fragte ihn nach seinem größten Traum. Nach einem Traum, der so groß und stark war, dass er nur alleine existieren konnte und damit allen anderen Träumen den Rang und die Daseinsberechtigung absprach.

„Träume sind da, um Träume zu bleiben.“, sagte der Händler schlichtweg.

Der Jüngling verstand ihn nicht, versuchte aber die Schlussfolgerung daraus zu erkennen. „Wenn man seine Träume nicht versucht umzusetzen – wozu sind sie dann gut?“

„Wie ich doch sagte.“, wiederholte der Alte. „Um Träume zu bleiben.“

Der Jüngling schüttelte den Kopf, bevor er nach Hause ging. „Wenn Sie so denken, dann haben Sie wohl keine Träume.“

Zwei Tage später – wieder einmal neigte sich der Arbeitstag dem Ende und der Jüngling bereitete sich darauf vor, den Laden zu schließen – trat der Alte an ihn heran, schwieg eine Weile und sagte dann : „Der Prophet gab uns den Koran und hinterließ uns nur fünf Gebote, die wir in unserem Leben zu beachten hätten. Das wichtigste ist folgendes : es gibt nur einen Gott. Die anderen lauten : fünfmal täglich zu beten, im Monat Ramadan zu fasten, den Bedürftigen zu helfen.“

Nun unterbrach er sich. Seine Augen wurden feucht, als er vom Propheten sprach. Er war ein gläubiger Mann, und wenn er auch bisweilen unleidig war, so versuchte er doch, sein Leben nach den Geboten der Muslime auszurichten.

„Und welches ist das fünfte Gebot?“, fragte der Jüngling.

„Vor zwei Tagen machtest Du mir zum Vorwurf, ich hätte keine Träume.“, antwortete der Händler. „Die fünfte Verpflichtung eines jeden Muslims ist, eine Reise zu machen. Eine ganz bestimmte Reise. Mindestens einmal im Leben sollten wir zur heiligen Stadt Mekka pilgern. Als ich jung war, wollte ich das wenige Geld zusammenhalten, um dieses Ladengeschäft zu erwerben. Ich dachte daran, eines Tages reich genug zu sein, um nach Mekka zu reisen. Dann verdiente ich eine Menge Geld, aber ich hatte niemanden, der auf mein Geschäft hätte aufpassen können, denn es ist äußerst pflegebedürftig. Gleichzeitig sah ich viele Leute vor meiner Haustüre vorbeiziehen, die nach Mekka pilgerten. Einige Reiche gingen mit einem Gefolge von Dienern und Kamelen, aber die meisten waren viel ärmer als ich. Alle kehrten sie zufrieden zurück und hängten die Symbole der Pilgerfahrt über ihren Türen auf. Einer von ihnen, ein einfacher Schuster, der fremde Schuhe re-

parierte, erzählte mir, dass er fast ein ganzes Jahr durch die Wüste gewandert sei, aber das hatte ihn weit weniger angestrengt, als durch das Stadtviertel von Marrakesch zu streifen, auf der Suche nach geeignetem Leder.“

„Wenn das so ist,“, fragte der Jüngling, „warum geht Ihr nicht jetzt nach Mekka?“

„Weil Mekka mich lebendig hält.“, war die Antwort des Händlers. „Das lässt mich all die eintönigen Tage ertragen, die stummen Gegenstände in den Regalen, die Mahlzeiten in dem schrecklichen Restaurant. Ich habe Angst, meinen Traum zu verwirklichen und danach keinen Ansporn mehr zum Weiterleben zu haben. Du träumst von einer Reise um die Welt. Du bist aber ganz anders als ich, weil Du denkst, Dir Deinen Traum zu erfüllen. Ich hingegen möchte nur von Mekka träumen. Ich habe mir schon hundertmal die Durchquerung der Wüste vorgestellt, meine Ankunft auf dem Platz mit dem Heiligen Stein, und wie ich siebenmal um ihn herumgehe, bevor ich ihn berühre. Ich habe mir ausgemalt, welche Personen mich umgeben und welche Worte und Gebete wir miteinander sprechen. Aber ich befürchte auch, dass es eine große Enttäuschung werden könnte. Deshalb ziehe ich es vor, nur davon zu träumen.“

„Als der Jüngling seinen Arbeitgeber wenige Monate später verließ, um seine Reise anzutreten, behielt er ihn mit folgendem Satz in dauerhaften Erinnerung: Jeder hat eben seine eigene Auffassung von Träumen.“

Daren hatte ihre Erzählung beendet.

„Dann hat der Händler seine Träume also niemals erreicht.“, mutmaßte Annika.

„Das würde ich so nicht sehen.“, widersprach Daren. „Der Händler hat sich zwar strikt dagegen entschieden, seinen Traum in die Realität zu überführen – und das wäre ja durchaus machbar gewesen –, trotzdem hat er seinen

größten aller Träume gelebt. Mehr noch vielleicht als der Jüngling.“

„Warum?“

Daren lächelte vorsichtig. „Die Entscheidung, seine Träume nur träumen zu wollen, bedeutet nicht automatisch, dass man sie nicht lebt, sich davon nicht prägen lässt. Ganz im Gegenteil: Sie werden dadurch viel lebendiger, da sie Bestand im Leben erhalten. Der Händler befand sich in der glücklichen Lage, dass er einen Traum hatte, dessen Realisierung im Bereich des Möglichen lag. Viele Leute verfügen nicht darüber, und damit müssen sie lernen, umzugehen. Dessen war sich der Händler auch gewahr, und ich glaube aus genau jenem Grunde entschied er sich dagegen, nach Mekka zu fahren.“

Annika nickte. „Wenn man seine Träume nicht umsetzen kann, so bleibt nur der *Glauben*, es eines Tages tun zu können.“

„Ja, genau. Und der Glauben kann manchmal ein unglaublich starker Begleiter sein, der sich anschickt, viele Dinge zu verändern. Nicht umsonst hat sich ein Sprichwort auf der Erde ergeben: Es heißt, Träume seien wie Sterne. Und wir die Seefahrer, die sich nach ihnen richten. Selbst, wenn wir sie vielleicht nie erreichen, richten wir uns nach ihnen bei der Navigation durch unser Leben. Und indem wir *das* tun, kommen wir ihnen tatsächlich stets ein Stück näher. Es ist die andere Art, einen Weg zurückzulegen, Lieutenant. Sie wird von Vielen nicht gesehen, weil den meisten Personen der Glaube dafür fehlt.“

„Dann sind Sie also dagegen, dass man sich alle seine Träume erfüllen soll...?“, fragte Annika.

Daren schüttelte den Kopf. „So würde ich das nicht ausdrücken. Ein anderes Sprichwort besagt, das Glück kommt in kleinen Portionen. Geben Sie sich Zeit, jede einzelne dieser Portionen auszukosten und gleichzeitig nicht auf der

Stelle zu treten, sondern ein Gespür für neue Ufer zu entwickeln. Nur so funktioniert die Balance.“

„Welche Balance meinen Sie, Sir?“ Ein kindliches Funkeln in Annikas Augen. Ja, das war das Ziel. Sie hatte es erreicht.

Daren tätschelte ihre Schulter. „Manchmal, da ist es besser, nicht zu früh erwachsen zu werden, Annika.“

Annika war kurze Zeit nachdenklich, aber dann griff Daren nach ihrer Hand und zog sie wieder an ihre Seite und zu den anderen, zurück in ihren Kreis voll Wärme, Kameradschaft und Liebe.

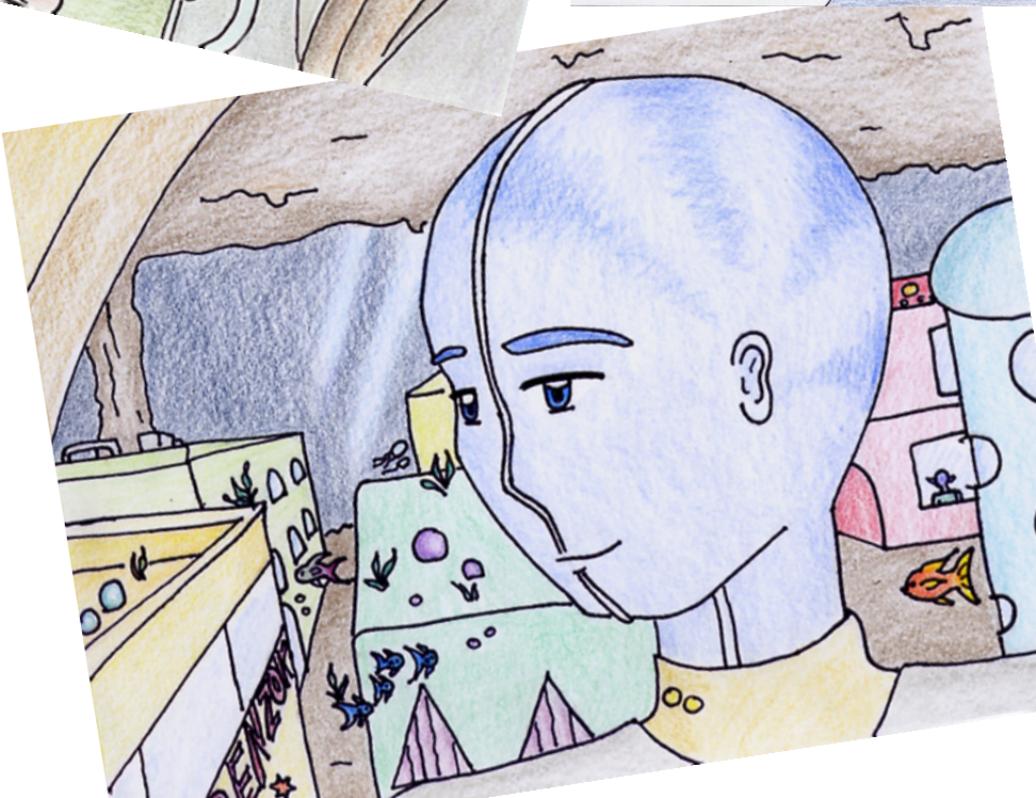
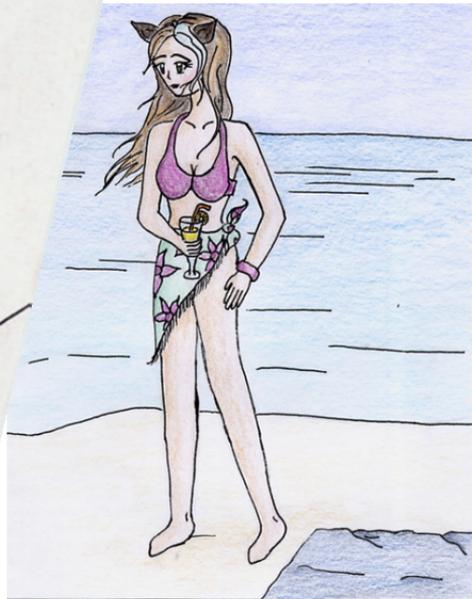
In die Familie.

Nach Hause.

Zu den Wurzeln, die nötig waren, um offen zu bleiben für neue Pläne, Träume und Visionen, um einmal mehr dorthin aufzubrechen, wo niemand zuvor gewesen ist.

An die Grenze dessen, was jemand einst bezeichnet hatte als jenen Stoff, aus dem die Träume sind...

E N D E





Landurlaub ist angesagt.

Doch was für einer...

Während für die *Moldy Crow* nach einer harten Mission umfangreiche Wartungsarbeiten anstehen, erhält die gesamte Crew für einige Tage dienstfrei.

Eine überarbeitete Captain Daren sieht sich jedoch einer weiteren harten Mission gegenüber: Die freie Zeit zusammen mit ihren Führungsoffizieren zu verbringen. Und zwar an jenem Ort, wo traditionsgemäß alle Sternenflotten-Captains, die etwas auf sich halten, Urlaub zu machen pflegen.

Im Yosemite Nationalpark.

Jenseits der gewohnten Routen beginnt ein Abenteuer, das sich diesmal nicht zwischen den Welten abspielt - deshalb aber nicht minder anspruchsvoll ist...

a creation of

